



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **An den Externsteinen**

**Maß, Konrad**

**Detmold, 1920**

Erster Teil.

---

---

**Nutzungsbedingungen**

[urn:nbn:de:hbz:466:1-24014](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-24014)

## Erster Teil.

### 1. Kapitel.

Am 1096.

Hei, das war ein Ritt, wie die drei im Frühlings-  
sonnenschein über die Heide jagten, daß Kies und Sand und  
Funken unter den Hufen der Rosse nur so stoben! Hingst,  
der Falbe, wußte es wohl, daß er den jungen Herrn vom  
Teuthofe trug, Manfred, Ortwins Sohn, dessen gelbe Locken  
im Winde wehten, in die die Mutter daheim mit Sorgfalt  
strahlend bunte Bänder geflochten; mit kurzem, grauem  
Mantel war er angetan, die brauen Beinkleider steckten in  
roten Strümpfen, und auch das Band des Strohhutes, den  
er nach altsächsischer Art trug, flatterte rot im Winde.

Neben ihm jagte der Rappe Horfa, wie von der  
Windsbraut vorwärts getrieben. Auf ihm ein schlanker,  
kräftig gebauter Mann, ein paar Jahre älter als jener, auch  
bäurisch gekleidet, in grünem Wams. Und nur wenig  
hinter diesen beiden zurückbleibend, flog Adler, der Grau-  
schimmel, dahin, dessen wogender Schweiß die Erde berührt  
hätte, wenn sein Reiter ihn nicht in einen starken, mit gelb-  
rotem Bande verzierten Knoten geschlungen hätte. Der  
bärtige Mann, den er trug, leicht schon ergrauend an Haupt-  
haar und Bart, war Irmfried, der Altknecht des Teuthof-  
bauern, der, wenn es Kraft und Mut zu zeigen galt, es noch  
fast mit den Jüngsten aufnahm.

Alle drei blickten sorglos in die Weite. An den jungen  
Birken hing das erste schimmernde Grün, in der Höhe triller-  
ten die Lerchen, wenn sie sich nicht von dem zahlreich umher-  
schwirrenden Raubzeug verfolgt wähnten, ihr Lied. Ab und  
an wurde durch den Huftritt der Rosse ein Hase aus dem  
Lager gestoßen und flüchtete. Sonst war kein Leben in der  
Heide zu spüren.

„Manfred“, rief der Alte, „denke an des Vaters Mahnung, daß die Gäule nicht naß in den Stall kommen. Bei dem Eilflug währts nicht lange, bis wir am Ziele sind.“

„Kannst du nicht mit, Alter?“ spottete der Gefragte. „Also kürzer getreten, ihr Gäule! — Der Alte hat recht, die Sonne steht noch hoch am Himmel; erst zur Sonnenneige sind wir geladen.“

Die Reiter mächtigten die Gangart und ritten jetzt im Schritt nebeneinander her.

„Schön wars, einmal wieder zu fliegen“, sprach der Grüne. „Wer den Winter hindurch still zu Hause gehockt hat, dem treibt der Frühling den Saft in die Knochen.“

„Wenn noch Saft drin ist, wie bei Euch Jungen“, wandte Imfried ein. „Uns Alten ist die Ruhe am Ofen und auf der Metbank nicht verächtlich. — So stand die Sonne, Manfred, als du vor fünfundzwanzig Jahren die Wände beschriest. Es war ein Tag just wie der heutige.“

„Woher weißt du den Tag, Alter?“

„Weils der Tag war, wo der alte Dietmar, deiner Mutter Vater, zum Sterben kam. Deine Mutter war schon bei Jahren, wie du weißt, und hatte wohl nie mehr an Ehebett und Kindergeschrei gedacht, als dein Vater um sie freite. Als du nun in der Wiege strampeltest und schriest, da schienst du ihr wie ein Engelsbub. Und weil der Metzner gerade da war, um dem alten Dietmar die Sterbeglocke zu läuten, so himmelte er dich an mit seinem Glöckchen. Er währte wohl, dir eine himmlische Seele hinein zu himmeln, — bist aber doch kein Frommer geworden, und tags darauf mußte der Vater verreisen. Auf einem braunen Hengst ritt er, altsächsischer Schlag, selbst aufgezo-gen, mit dem Sachsenherzog . . . .“

„Davon hat der Vater mir oft gesprochen. Vielmals ist er als Lehnsman mit dem Sachsenherzog geritten, gegen den König Heinrich, als der sich die Burg zu Goslar gebaut hatte.“

„Ja! ich und dein Vater, Manfred, wir waren zwei Spießgesellen. Nicht viel hat's gefehlt, so hätten wir den König Heinrich selber gefangen gesetzt. Aber gegeben haben wir's ihm dennoch. Es geschah ihm schon recht, was sollte

das Burgenbauen im Lande? Die Sachsen sind allezeit freie Bauern gewesen."

"Und dann hat er Buße tun müssen . . . zu Canossa."

"Freilich, das war eine Schmach für den König, demütig vor dem Pfaffen zu knien."

"Eine Schmach wohl", warf Manfred ein, "aber nicht dumm. — Ein schlauer Streich, wie mir der Vater erzählte. Er hat sich dadurch die deutschen Kämpfe vom Halse geschafft, die ihn so arg bedrückten. — Wie lang ist's her?"

"Du warst fünf Jahre alt und sahest zum erstenmal allein im Sattel, als dein Vater wieder einritt."

"Daß dein Vater das duldete", bemerkte der Grüne.

"Er muß'ts wohl dulden", lachte der Alte "und sah's mit an. Ja, das war ein Spaß! Du warst dem Vater entgegen gegangen; dein Vater hatte dich vor sich aufs Pferd gesetzt. Auf dem Wege stieg er ab, um sich eine blühende Heckenrose zu pflücken und als Wappenzeichen an den Hut zu stecken. Da schnalzte du mit der Zunge, — der Gaul lief in vollen Sprüngen heim, und du wohlbehalten drauf, ihn mit den Schenkeln zähmend, wie ein Alter. Ja, das war ein Spaß!" Laut lachte der Alte, und dann ritten sie wieder schweigend nebeneinander her.

"Was mag denn heuer zur Beratung stehn auf dem Thing?" fragte Manfred nach einer Weile.

"Hab so was murmeln hören", versetzte der Grüne.

"Dem Kaiser solls wieder mal schlecht gehen. Aber seht einmal dorthin, wo der Staub aufwirbelt: das ist neuer Zugzug; das sind die Leute von Sternberg. Von Süden kommen sie, die Schlawen; sie haben das Gebirge umritten."

"Die dürfen uns nicht zuvorkommen bei ihrem weiten Weg. Wir vom Teuthof sind die ersten. Los, Alter, nochmal die Schenkel zusammen, eine kurze Strecke, huffa, voran!"

Und wieder flogen die drei wilden Reiter davon.

"Ja, sie finds, die von Sternberg, dort vorn der rote Diether auf dem Apfelschimmel; ich kenn' ihn von weitem."

Als sie in Hörweite kamen, grüßten sie einander mit frohem Zuruf und ritten, jetzt zu zehn Reifigen angewachsen, gemeinsam weiter; aber schon wieder gewahrten sie andere, von allen Seiten schwirrte es jetzt heran. Und nicht lange,

so sah man im Quellgebiet der Lippe in der Frühlings-  
sonne bunte Banner aufblitzen und die weißgrauen Tuche  
der Zelte, die dort das Heerlager bildeten. Bald erkannten  
die spähenden Augen der Reiter auch das gelb-rote Banner  
des Edlen Herrn zur Lippe, in dessen Mitte die weiße Rose,  
das Wahrzeichen des Landes, prangte, zart wie keusche  
Minne, dabei ernst und streng in ihrer Form. An tausenden  
solcher Rosensträucher waren die Reiter vorüber geritten, an  
Weg und Steg, an Hecke und Busch, an Hain und Halde,  
auf Rain und Ried. Noch waren sie unscheinbar, da eben  
erst die Blätter sich dem Grün erschlossen, — aber welche Lust  
mußte es sein, wenn es hier an ein Blühen ging.

„Die von Schwalenberg sind schon dort, . . . und wir  
wollten die ersten sein“, sprach der rote Diether ungeduldig  
und mahnte zu schnellerem Ritt, und nicht lange, so bog der  
Zug in die breite Straße des Lagers ein. Heilruf der  
Männer erklang und Wiehern der Pferde; aber auch manch  
neckendes Wort wurde gehört.

„Habt zu lange geschlafen, Ihr Herren dort“, höhnte  
ein roter Westfale.

„Wer so nahe wohnt wie Ihr, der sollte die anderen nicht  
schelten, die weiten Ritt nötig haben“, war die Antwort.

„. . . . und sollte den weit Entfernten nicht die  
besten Lagerstätten und Grasplätze wegnehmen“, tadelte ein  
anderer. „Auch unsere Rosse bedürfen der Weide.“

„Führt sie doch hin. Seid Ihr schon zehn Meilen  
geritten, darf Euch die erste nicht leid sein.“

„Glaubt wohl, die ganze Tränke sei nur für Eure Rosse.  
. . . . Hier einmal Platz gemacht!“ hörte man die Stimme  
des Grünen.

„Erst laßt unsere Pferde verschmausen. . . . Wir  
waren zuerst da.“

„Aber unsere Pferde hatten den schärferen Ritt.“

„So führt sie doch abseits zu den Wassern der Lippe.  
Ich habe drin gebadet vorher, kalt wars, — — aber Wasser  
führt sie genug für Euch alle.“

Endlich, als sich die Sonne eben zum Untergang rüstete,  
und das scheue Rehwild aus den Wäldern zur Aesung in  
die Lichtung trat, um vor dem ungewohnten Anblick schnell

wieder zu flüchten, war alles bereit; die Pferde waren gefüttert und getränkt, die Männer selbst hatten sich von dem beschwerlichen Ritte gereinigt. Alle lagen gut gelaunt vor ihren Zelten. Da trat Graf Otho von Schwalenberg heran, um den Männern seines Gaues den Willkommensgruß zu bieten. Als er derer vom Teuthose ansichtig wurde, grüßte er Manfred mit freundlichem Wort:

„Nuch du, Manfred? Bist du allein hier vom Teuthose? Was macht der Hof und wie stehts mit dem Vater?“

„Der Hof steht fest, Graf Otho, aber der Vater ist alt geworden. Er kann dies Jahr nicht reiten und schickt mich mit zwei Reifigen, ihn zu vertreten, einem jungen und einem alten. Der Vater leidet auch an der Wunde, die er sich beim letzten Zug an Eurer Seite geholt.“

„So nimm meinen Gruß für ihn mit heim und reite du an seiner Statt mir zur Seite als mein Weg- und Schildgenos.“

Er steckte dem jungen Bauern ein Tannenreis mit silberner Nadel, auf deren Buckel die wilde Rose als Wapen leuchtete, in das Knopfloch des Wamses, um ihn als zu seinem Gefolge gehörig zu kennzeichnen. Dem Jüngling stieg ob dieser Ehrenbezeugung, die meist nur Aelteren widerfuhr, das Blut jäh in die Wangen, sodaß das blonde Haar grell gegen die farbige Blut des Antlitzes abstach. Er hängte sein Schwertgehäk um und folgte dem Gebieter, die Obhut über seinen Hengst den Genossen übertragend. Eine Heckenrose war durch den Ruß der Sonne an geschützter Stelle vorzeitig erschlossen; er bückte sich, brach sie und steckte sie an den Hut.

So geschmückt trat er mit dem Grafen in das Herrenzelt ein, wo schon eine Anzahl Edler mit ihrer Gefolgschaft versammelt war. In der Mitte stand, blond und blauäugig wie sie alle, ein schlanker, hochgewachsener Mann mit kühnem Gesichtsausdruck und braunrotem Vollbart, den eben die ersten weißen Fäden leise durchzogen. Es war Herr Bernhard, Edler zur Lippe, einer uralten Dynastensippe entsprossen. Das Geschlecht war das angesehenste im Lande; führte es sich doch auf Haholt, den Zeitgenossen Kaiser Ottos des Großen zurück, der mit seinen Geschwistern

das Kloster Geseke zu Ehren der heiligen Jungfrau gestiftet hatte. Er führte die Rose im Schilde, und als er Manfred mit dem gleichen Zeichen geschmückt hereintreten sah, rief er ihm frohgemut zu:

„Sieh da, Graf Otho! Was bringt Ihr für einen Getreuen? Der trägt ja schon mein Wappen als Helmzier am Hute!“

„Des Bauern Ortwin Sohn Manfred, den ich an des Vaters Statt zu meinem Schildgenossen erkoren“, erwiderte der Graf. „Kein Pferd, das er nicht tummelt und im Waffenkampf, wenn er nach dem Vater schlägt, woran ich nicht zweifle, der Tüchtigste; dazu in mancherlei Künsten des Friedens wohl erfahren.“ —

Immer mehr füllte sich das Zelt mit neuen Ankömmlingen. Die Grafen, die zum Lehnsbann des Edlen Herrn zur Lippe gehörten, waren vollzählig beisammen; außer dem Schwalenberger noch die von Büren und Rütthen, die von Everstein und Ravensberg, und auch die geistlichen Herren waren vertreten aus den von Bernhard gegründeten oder sonst unter seiner Schutzherrschaft stehenden Stiften und Abteien. Der Abt Gumbert des zum Bistum Paderborn gehörigen Klosters St. Petri und Pauli zu Abdinghof ließ es sich niemals nehmen, selber zu erscheinen; er war kein Mann der Feder. Besser als die Inful stand der Kriegshelm dem ergrauenden Haupt, und lieber als den Krummstab umfaßte seine Rechte den Schwertknauf. Jetzt hatte er den Wunsch, sich mit den weltlichen Herren gut zu stellen. Er war stets darauf bedacht, die weltliche Macht des Klosters zu heben, und manche Hufe Landes hatte er schon durch Kauf oder Erbgang dem Besitz des Klosters hinzugefügt.

Zu früher Stunde trennten sie sich heute und ein jeder ging in sein Zelt. Zu Tagesanbruch hatte der Edle sie alle zum Thing auf der weithin sich dehnenden Malstatt gefordert.

Als alle beisammen waren, erschien er selbst auf einem grauen Schimmel, von seinen Lehnsleuten umgeben, und ritt durch die Reihen der bewaffneten Boten, aus denen ihm manch wackerer Kampf- und Heilruf als Gruß entgegen scholl. Nach dem Amritt stieg er vom Pferde, trat in den

Kreis der Waffenfähigen, die sich zu einem Ringe um ihn zusammenschlossen, und mit weithin klingender Stimme gab er bekannt, wobei die geistlichen Herren in seiner unmittelbaren Nähe standen,

daß sich ein neuer Strom der Sehnsucht in alle christlichen Herzen ergossen habe, es seien Deutsche oder Welsche. Es gelte einem hohen Ziel, wie es bisher der gesamten Christenheit noch niemals gesteckt sei; das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen, die es in freblem Uebermut geraubt, zu entreißen. Wohl möchte noch ein Jahr oder länger vergehen, bis alles zu der Heerfahrt bereit sei, aber es gelte schwere Zeit und lange Trennung vom heimischen Herde. Darum sollten sie Haus und Hof wohl bestellen und alles zu der langen und beschwerlichen, aber Segen und Seligkeit verheißenden Reise rüsten.

Dann ergriff der Abt Gumbert das Wort:

Die christlichen Glaubensboten hätten, wie er in alten Aufzeichnungen gelesen, durch die Macht ihrer Worte und die Kraft ihrer Lehre das Christentum gebracht, bis Karl, der große Frankenkaiser, als Diener des Friedens gekommen sei und allen Unglauben und Widerstand, der sich noch im Lande gezeigt, mit kräftiger Faust getilgt habe. Sie sollten sich jetzt seiner würdig erweisen und, da das Christentum aufs neue bedroht sei, helfen; das fordere von seinen frommen Dienern und gläubigen Heerscharen der heilige Vater in Rom.

Manch froher Heilruf klang dazwischen, der weniger dem Ziel gelten mochte, das heilige Grab zu erobern, als vielmehr der Aussicht, sich an einem langdauernden Kriegszug fern der Heimat beteiligen und die im Winter steif gewordenen Knochen wieder gelenkig machen zu können. Treibt doch das Herz den Deutschen immer hinaus in die Ferne, in die er so gern sehnen den Auges blickt. Als aber der Abt des Kaisers Karl erwähnte, murrte doch manch einer; der Kaiser stand nicht in gutem Andenken im Sachsenlande. Mochte er immerhin das Christentum eingeführt und gefestigt haben, das galt ihnen, in denen noch der alte truzige Sachsensinn lebte, und die in den aufgezwungenen Priestern ihre geschworenen Feinde sahen, gar wenig. Noch webten

die alten Götter um die Türme und Mauern der Städte und Klöster, noch geisterten sie umher in den Wäldern und Hainen, in Wiese, Bruch und Moor, und insonders waren die Bauern zähe und tapfere Anhänger alter heimischer Sitte.

Als die Sonne hoch am Himmel stand, war die Mahlzeit zu Ende. Die Hauptschar blieb zurück, um nach deutscher Männer Art einen tapferen Trunk auf die Verhandlung zu setzen, und manch einer zeigte, daß er den Becher ebensowohl zu schwingen wußte wie draußen im Felde das Schwert.

Seine Lehnsvettern jedoch mit ihren Mannen lud Graf Bernhard altem Herkommen gemäß nach Lippisprunge ein, wo er sich, durch die moorige Quellgegend der Lippe geschützt, eine feste Burg erbaut hatte.

„Trunk und Spiel hält die Freundschaft besser zusammen als Rede und Mahnung“, wandte er sich an den ihm besonders vertrauten Schwalenberg.

Manfred ritt, zum ersten Male dieser Ehre gewürdigt, mit anderen Männern seines Stammes, und viel ging die Rede hin und her über die kleinen Dinge daheim und die großen der Welt.

„So wirds endlich einmal einen Zug in die Ferne geben. Mich gelüftets lange danach“, redete ein Schildgenosß ihn an.

„Das ist besser als Gras mähen und Ochsen füttern“, ergänzte ein anderer.

„Und gesunder als auf der Metbank liegen“, warf bissig mit einem Blick auf einen wohlbeleibten Kumpen ein Spottvogel dazwischen.

„Wohl“, erwiderte Manfred, „und kein ganzer Kerl wird daheim bleiben. Lieber freilich tät ichs zu Ehren eines schwertgewaltigen Herrn, als um das heilige Grab. Was kümmert mich das.“

„Pst! nicht hören lassen!“ flüsterte der erste, den Finger bedeutsam auf den Mund legend, „die geistlichen Herren haben scharfe Ohren. Auch bei dir weht, scheint's, kein christlicher Wind.“

„Näher stehen meinem Herzen Wotan und Thor; sie und ihr Wirken kann ich spüren; weiß, ob sie uns hold sind oder zürnen . . . .“

„ . . . . und was er vom Frankenkönig sagte, dem großen Karl, . . . . das schien Euch auch nicht zu gefallen“, forschte ein anderer weiter.

„Hab ich mich verraten?“ fragte Manfred.

„Nur durch ein grimmiges Gesicht, als hättet Ihr Spinnen gefressen“, erwiderte der Frager. Manfred lachte; dann aber fuhr er zürnend fort: „Karl, der fünftausend Sachsen hinschlachten ließ, um das freie Land seiner Macht und dem ihm ergebenen Christentum zu unterwerfen? Das war eine fluchwürdige That, und kein echter Sachse wird sie je vergessen. Mir hat der Vater oft davon berichtet. Ein Urahn von mir selber, ein freier, sächsischer Bauer, war unter den Opfern.“

„Hütet die Zunge, Jüngling. Es gibt auch Wölfe, die sich in Schafskleidern bergen.“

„Dem groben Wolf wollte ich wohl auf die Pranken klopfen und ihm das Fell über die Ohren streifen, daß er vergäße, wider mich die Zähne zu fletschen!“

Unter solchen Gesprächen kamen sie an die Quellsümpfe der Lippe, aus denen, von hohen Bäumen umschattet und von mächtigen Mauern geschützt, die Burg trutzig hervorsah. Durch ein weites Thor ritten sie in einen steingepflasterten Hof. Dort saßen sie ab; einige Brunnen mit frischem Quellwasser boten, von hohen Lindenbäumen überschattet, erfrischende Kühlung. Sie fütterten und tränkten die Pferde und reinigten sich selbst und ihre Waffen vom Staube des Weges.

Als sie dann auch ihre Rosse der treuen Obhut der Troßknechte übergeben hatten, traten sie zusammen und harrten, bis ein heller Posaunenklang sie in das Herrenhaus berief.

Mit Staunen trat Manfred in den in der Form einer alten germanischen Königshalle erbauten Saal. Hohe Säulen trugen das Dach, aus Stein geformt, und doch, als wäre der Schmuck mit dem Zimmermannsmesser geschnitten; eine

lebendige Erinnerung an die bodenständige Holzkunst der Germanen.

Rings um die getäfelten Wände liefen schön verzierte, dunkel gebeizte Bänke, in einzelne Sitze gesondert, deren Armlehnen zierlich verschlungene Fischleiber und Drachenschwänze zeigten. Und oben von der Decke herab hingen, Fackeln tragend, künstlich geschnitzte Wikingerschiffe mit windgeblähten Segeln. Durch die bunt bemalten Fenster fiel matt das Sonnenlicht.

Auf erhöhtem Sitz saß vor einem schweren Eichentisch der Herr zur Lippe in einem geschnitzten Armsessel, und um ihn herum die angesehensten Lehnsträger nach seiner Wahl, insonders die Grafen und die Herren geistlichen Standes.

Einige Stufen tiefer war eine Trinkbank für das Besolge eingerichtet, an der jeder nach Belieben Platz nahm. Fröhlich kreisten die Becher und Hörner, mit würzigem Met gefüllt, und launige Reden begleiteten den frohen Trunk. Doch legte die Mehrzahl der Zecher sich noch Schonung auf, um bei den auf das Gelage folgenden Kampfspiele frisch zu sein. Sonst fiel er wohl gar vom Pferde, machte ungeschickte Sprünge oder war zum Zuschauen verurteilt, wie es schon manchem ergangen, der mit großen Plänen genagt war; auf alle Fälle aber wurde er von seinen Genossen weidlich verhöhnt.

Da ergriff der Lehnsherr einen Humpen voll rheinischen Weines, den zwei Knaben ihm zutrug, und brachte ihn den Trunkgenossen dar auf einen glücklichen Verlauf des beschlossenen Kreuzzuges; jubelnd taten ihm alle Bescheid.

Jetzt öffnete sich eine Thür zur Seite und herein trat die hohe Gemahlin des Gastgebers, Gisela, Edle zur Lippe, und ihr zur Seite schritt eine Jüngere, die ein jeder nach Wuchs und Gesichtsschnitt leicht als die Tochter erkennen mochte. Beide waren in ein weißes, mit breiter Goldborte umsäumtes Gewand gehüllt, das die vollen Arme frei ließ. Die goldenen Armspangen waren mit Rubinen verziert, das Gewand hielt oben eine kunstreiche Nadel zusammen. Die Ältere, die mit ungezwungener Anmut dahin schritt, trug ein kostbares Diadem im dunklen Haar; das blonde Haupthaar der Jüngeren zierte ein rotgelbes Bandgeflecht, von zier-

lichen, spiralförmigen Nadeln zusammengehalten. Kunstförmig und vornehme Schlichtheit reichten sich hier die Hand.

Mit allem Liebreiz holder Jugend ausgestattet, gewann Mechtild, die jugendliche Schöne, Manfreds leicht entzündliches Herz im Fluge. Nie glaubte er ein holderes Bild gesehen zu haben, sodaß er rings alles um sich her vergaß. Und etwas wie Eifersucht regte sich in ihm, als Graf Otho die Frauen mit besonderer Vertraulichkeit begrüßte, die die Schloßherrin mit freundlichem Lächeln, die Jungfrau mit unverkennbarer Zurückhaltung aufnahm. Den auf der oberen Bank Sitzenden gewährte die Frau freundlichen Handschlag und neigte sich dann sittig zu den Zechgenossen der unteren Bank.

Das Erscheinen der Frauen hatte dem Gelage ein Ziel gesetzt. Ritterliche Spiele aller Art folgten, Wettlauf zu Fuß und zu Roß, Scheibenschießen und Gerwurf, und eine Freude wars zu sehen, wie die Alten mit den Jungen wetteiferten und einander zu überbieten strebten. Fürwahr Kraft steckte in ihnen allen, und niemand konnte mit Fug sagen, ob die Edelleute oder die Männer bäuerlicher Herkunft des reichlich gespendeten Heilrufs würdig waren.

Den Schluß des Tages bildete eine Pirsch auf den Wisentstier. Gern hätte der Lehnsherr dem Schwalenberger Grafen den Ruhm gegönnt, das edle Wild zur Strecke zu bringen, und wies ihm einen Platz an, von wo er es wohl erspähen und erlegen mochte. Manfred aber war nicht gewillt, sich diese Gelegenheit entreißen zu lassen, die da zeigen konnte, daß er, des freien Bauern Sohn, es in allen Stücken mit dem Edlen aufnahm.

Und das Jagdglück war ihm hold.

Wohl raste ein Sturm, der ein Gewitter nach dem andern über den Himmel jagte; Blitz auf Blitz zuckte, Donner auf Donner krachte, und der Regen trieb dem Dahineilenden fast wagerecht ins Gesicht. Er aber grüßte das Wetter mit frohem Weidmannsheil; denn aus dem Uechzen und Stöhnen des Waldes klang der Ruf des göttlichen Jägers auf seinem achtfüßigen Schimmel entgegen, Hörnerklang und Peitschenknall stimmten ihn froh. Da: — täuschten ihn die Sinne? die Fährte des gesuchten Königs des Waldes blizte vor ihm

auf, er hielt inne im Lauf und lauschte . . .; doch er hörte kein Brechen des zertretenen Unterholzes, kein Stöhnen oder Fauchen des flüchtenden Tieres. Aber beim Weiterziehen, — Schritt vor Schritt ein gespanntes Ausschauen — da hebt sich aus dem Dunkel der Nacht etwas Gewaltiges, Graues vor ihm auf: ein schwarzer Klumpen ballt sich vor ihm zusammen, und der Mond, der flüchtig aus den zerrissenen Wolken hervorlugend das Bild beleuchtet, läßt ihn das gesuchte Edewild erkennen, wie es mit den gewaltigen Hörnern im Erdboden wühlend, fauchend dem Angreifer droht. Da schwang Manfred den Speer mit kräftigem Siegruf, . . . ein stöhnender Aufschrei des getroffenen Tieres, . . . hochauf spritzte das Blut aus dem schwer getroffenen Auge, . . . noch ein Stoß mit gewaltiger Kraft, . . . ein Stöhnen und ein dumpfer Fall; . . . noch ein Schlagen des mächtigen Schweifes wie mit einer Peitsche auf den Waldeboden, . . . ein Winseln und immer schwächeres Stöhnen, . . . dann war alles still. . . .

Siegtrunken setzte Manfred das Horn an die zitternden Lippen und weithin hallte das Halali durch das schaurige Dunkel des Waldes.

Nicht lange, da rauschte es in den Zweigen, und als wieder der Mond sein flutendes Silberlicht herniedergoß, sah der Jäger das bleiche, verzerrte Antlitz des Schwalenbergers zu seiner Seite.

„Berwegener,“ herrschte der ihn an, „glaube nicht, daß ich dir den Ruhm lasse. Mir gehört der Preis, ich schoß das Tier weidwund.“

„Und mein Speer hat ihn zu Tode gefällt,“ erwiderte Manfred mit zornfunkelnden Augen und stieß von neuem ins Horn, daß es weithin tönte.

„Manfred, wir waren gute Gesellen . . .“ begann bittend der Graf; „tritt mir das Recht ab, es soll dein Schade nicht sein.“

Dem anderen aber schwebte das holde Frauenantlitz vor Augen, das heute morgen mit liebreizendem Blick ihm entgegengelacht, und hochfahrenden Tones erwiderte er:

„Ich bedarf Euerer Hilfe nicht. Bin noch immer ohne Eure Fürsprache durchs Leben gegangen.“

Und zum dritten Mal setzte er das Horn an den Mund und ließ den Totruf erklingen.

In diesem Augenblick kam der Lehnsherr mit seinem Gefolge durch das Dickicht. Pechfackeln leuchteten ihm den Weg.

„Wer ist der Glückliche? . . . Manfred, du? Dein Speer ist rot, wenn mich das Licht der Fackeln nicht trügt.“

„Mir war das Jagdglück hold, Edler Herr,“ antwortete er voller Stolz, während Graf Otho einen Fluch durch die Zähne knirschte.

Da schnitt der Lehnsherr einen frischen Eichenbruch vom Baume, tauchte ihn in die schweißende Wunde des königlichen Tieres und steckte den blutgeröteten Zweig an den Hut des glücklichen Jägers. Wohl hörte der Bauernsohn manch heimlich spöttische Rede, aber das kümmerte ihn nicht; wußte er doch, daß sie aus neidersüßtem Herzen kam, und wenn sie sich allzu laut hervorwagte, hielt er mit treffenden Antworten nicht zurück.

Manfred floh der Schlaf; zu groß war das Glück, den König des deutschen Waldes erlegt zu haben, und wenn eins seine Freude trüben konnte, so war es nur das, daß er zu sehen vermeinte, wie der Edle Herr zur Lippe seinen Gegner, den Grafen Otho, vor allen anderen Gästen ausgezeichnet hatte. Der Liebe Findigkeit ließ ihn ahnen, was da geplant war, und zu verwundern wars nicht, daß Otho seine Hand nach dem holden Jungfräulein ausstreckte, und daß der Vater dieser Verbindung freundlich entgegenschah. War doch der Schwalenberger als Graf über einen großen Gau gesetzt und reich mit Ländereien ausgestattet; dazu war er ein kühner und ritterlicher Mann.

Leider aber ging auch böse Rede über ihn. Ein schwarzäugiges Dirnlein, das ein welscher Händler dort zurückgelassen, so raunten die Leute sich zu, gehe nächstens bei ihm ein und aus, und rühme sich, der blonde Sproß, dem sie das Leben gegeben, sei Othos Sohn. Gern sprachen die Knechte und Mägde dergleichen nach, und auch Manfred wurde nicht müde, diesen Gerüchten zu lauschen. Der Burgherr aber wußte von diesem Gerede nichts. Er wurde unwillig,

wenn müßiges Geklatsch von Weiberzungen seinen Ohren nahe und hielt in Haus und Hof streng auf Zucht und Sitte.

So litt Manfred schwer; ritterlicher Sinn und edles Betragen standen ihm, dem Sproß eines der größten und ältesten Höfe im Lande, der mit manchem Rittersitz wetteiferte, hoch im Werte, und mehr als es seinem Stande sonst eigen war, hatte die fromme Mutter, die einst eine Nonne gewesen, ihn dazu angeleitet. So spann er sich ganz in den Gedanken ein, Leiter und Retter der holdseligen Jungfrau zu werden, denn daß er es verhindern mußte, sie in die Hände eines Unwürdigen fallen zu lassen, das stand ihm sonnenklar vor der Seele.

## 2. Kapitel.

### Die alten Götter.

Wochen waren verflossen. Das ganze Land prangte in sommerlichem Schmuck. Gelber Ginster und roter Porst blühte in der Heide, und im zitternden Sonnenglanze spielten buntschillernde Fliegen. Erst der Abend brachte erfrischende Kühle. Siegrid, der Hsegrim vom Wolfshag, wie das Volk ihn nannte, der wohl an die hundert Jahre zählte und dem ein ellenlanger Bart silbern auf die Brust hernieder floß, hatte seine Getreuen zum Sonnwendfest geladen. Er war der Sohn des Egbert, der, wie die Leute sich erzählten, ebenso wie sein Vater Willibald das Alter von hundert Jahren erreicht hatte, sodaß ihn nur wenige Geschlechterfolgen von dem Frankenkaiser Karl trennten, gegen den ihn wie seine Vorfahren, von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbend, immer stärkerer Haß beseelte. Seinen siebenjährigen Sohn behandelte er gleich einem Knaben. Wohl war er alt und gebrechlich; die einst so sehnigen Arme waren well und schlaff geworden, aber wegen seines Alters und seiner Vorfahren war er hoch geachtet, nicht zuletzt wegen seines geheimen Wissens, das den Volksgenossen öfter Führer geworden war in schweren Zeiten.

Die Malsatt lag in der Wildnis des Osning, wo er seine Ausläufer nach Osten zu in die Ebene entsendet, in der in späteren Jahren Bernhard der Fünfte Burg und Herr-

schaft Horn erstehen ließ, eine Tagereise von den Quellen der Lippe entfernt und durch die Unwirtlichkeit der Gegend weit abgelegen von jedem Verkehr der Menschen. Die wilden Wasser, die vom Osning herniederfluten, haben dort in ständigem Zehren und Nagen das Felsgestein zerklüftet, sodasß gewaltige zerrissene Felsböcker in die Luft emporstarren, und haben aus dem nachgiebigen Sandstein eine Höhle ausgespelt, wo noch heute die Stelle zu sehen ist, die einst in grauer Vorzeit Tagen den Opfern für die Göttin Ostara geweiht war. Diese zerklüfteten Felsmassen, den Erben des Edlen Erpho gehörig, heißen die Erternsteine, weil Tausende von Elstern (Aelstern) dort in der baumumkränzten Wildnis ihre Brutstätten hatten. Laut schnatternd und schrachelnd erheben sie sich, wenn ein Mensch sich in ihre Nähe verfliegen hat und umflattern ihn ängstlich und scheu mit widrigem Geschrei. Von der Höhe des kahlen Kammes schweift der Blick auf den Höchsten des Hochlandes, den Belmerstot, und nach Mitternacht zu auf die Höhen, die die Teutoburg überragen, an deren Fuß einst das Geschick des Varus und damit des gewaltigen Römerheeres an den germanischen Heldenscharen unter dem Cherusker Hermann zerbrach. Eine dunkle Sage erzählte davon; tausend oder mehr Jahre mochten seitdem verflossen sein.

Alljährlich pflegten an dieser uralten Opferstatt in nächtlicher Stille alle die sich zu versammeln, die noch an die alten Götter glaubten oder doch nicht ganz mit ihnen brechen wollten. Wohl war der christliche Glaube überall angenommen in deutschen Landen, . . . hatte doch Kaiser Karl jeden Widerstand, der sich etwa regte, mit Blut und Brand gebrochen. Aber aus den Herzen des Volkes, das ihn gehässig den Sachsenschlächter nannte, vermochte er nicht zu reißen, was die Jahrhunderte hindurch in ihnen gelebt und gewebt hatte. Und noch immer lebten in den Herzen die alten Götter. Wohl verehrte man den allmächtigen dreieinigen Gott und seinen Sohn, der sein Leben für die sündige Menschheit zur Rettung dahingegeben. Aber waren die alten Götter darum ganz entthront? Spürte man nicht ihr Wirken, wenn der Wind über die Heide segte? wenn Blitz und Donner die Menschheit erschreckte? Jagte nicht noch

heute in den heiligen zwölf Nächten Wotans wildes Heer durch die Lüfte? Fühlte nicht jeder Jüngling, jede Jungfrau das segensbringende Walten der Freia im eigenen Herzen? Sandten nicht Frau Holle und die glänzende Berchta noch heute ihren Getreuen reiche Gaben zu? Und war es nicht ein edlerer, schönerer Gedanke: auf weiter Flur mit Roß und Waffen bestattet, den müden Leib geborgen zu wissen, von den Stimmen der Natur umkost, während die Seele zu den Einheriern in die Walhalla einzieht, von den Walküren in seligem Auftritt geleitet und bewirtet, — als auf dem Siechbette den Strohtod zu leiden, von schwarzen Ruttenträgern zu Grabe geleitet und geläutet? Was hatte denn die neue Lehre Großes gebracht? Gewiß: der Opfertod Christi, den die Nonne Roswitha in ihrem Heliand so ergreifend besang, das war eine echt deutsche That, die von Todes- und Wahrheitsmut zeugte; — sonst aber lehrte die neue Kirche auch manches, was keinem der Altgläubigen einleuchten wollte. „So Dir jemand gibt einen Streich auf den rechten Backen, so biete ihm auch den linken dar.“ Das erschien ihnen als ein gegen Recht und Natur verstößendes Verlangen. Da hätte einmal einer kommen sollen und diesen leuchten wollte. „So dir jemand gibt einen Streich auf der Wange des Angreifers gefessen, aber nicht mit der Faust, sondern mit dem Schwerte, und je tiefer, um so besser. Und all die Sanftmut und Liebe, die die christliche Lehre forderte! Das war den alten hitzigen Weiß- und Rotköpfen zu schwächlich. Wo Liebe waltet, da habe auch der Haß seine Stätte, und wo der Haß schreit, da walte das Schwert! Das war echt deutschen Rechtes. Aber die neuen Herren im Lande, geistliche wie weltliche, verlangten, daß man den Worten der Kirche gehorchte und mit den alten Sitten brach, und wenn auch die Macht der Grafen nicht so weit reichte, die Zusammenkünfte der Altgläubigen zu verhindern, so sahen die Großen sie doch mit scheelen Augen, ja als eine Meintat an, die dem Einberufer und seinen Genossen Strafe an Haut und Haar bringen konnte. Deshalb spielten sie sich in aller Stille und Heimlichkeit ab.

An fünfzig Männer waren es, die sich zusammengeschart hatten, voran Sigrid der Isgrim, dann die anderen nach dem

Alter an ihn gereiht. Sie saßen auf steinernen Bänken im Kreise um eine Eiche, die seit uralten Zeiten dort grünte und noch heute als schwarzer, verbrannter Stumpf aus dem Moore herauschaut; ein letztes Ueberbleibsel und Wahrzeichen eines Jahrtausende alten Waldes, jetzt auf liebliche, von Fleiß und Wohlstand zeugende Täler, auf freundlich begrünte Berge und Hügel, auf prangende Wälder und duftige Wiesen herniederblickend.

Hinter den Männern war ein zweiter Ring durch die Frauen gebildet, — einige in der Tracht der neuen Zeit, in grauen, unscheinbaren Röcken, um die ein lockerer bunter Gürtel sich schlang; andere, namentlich die jungen, in der alten Feiertracht, dem weiten weißen Gewande, das die kräftigen Arme bis zur Achsel frei ließ. Eifrig bereiteten sie das Mahl und den Met und die Jüngeren waren fleißige Dienerinnen, Speise und Trank den Männern zu spenden. Die noch nicht mündige Jugend, die den Zug in Scharen begleitete, sammelte ein lustig grünender Wiesenplan zu fröhlicher Kurzweil.

In roter Blut neigte sich die Sonne dem Untergang zu. Ihre letzten Strahlen spielten flimmernd im purpurnen Heidekraut, das von einer festgewirkten Decke silberfarbener Gewebe übersponnen schien. War bisher noch manch scherzhafter Zuruf und munterer Ausbruch der Freude zu hören gewesen, namentlich unter der tatenfrohen Jugend: — sobald der Sonnenball mit dem unteren Saume die Erde zu berühren schien, schwieg alles ehrfurchtsvoll, und wie der Feuerball breiter und breiter wurde, einem mächtig glänzenden Ei vergleichbar, verstummte alles, sodaß das Krächzen und Schelten der Elstern von den nahen Steinwänden herübertönte, und das Ohr das leise Gesumm umhersurrender Bienen vernahm.

Nun scharten sich alle um den Alten, der dasaß, das edle, von mächtiger Haarflut umspinnene Haupt tief auf die Rechte gestützt. Jetzt erhob er das Haupt, trat auf einen Stab gestützt einige Schritte vor und spähte scharfen Auges in die feurige Blut. Als das letzte Fünkchen verglommen war und nun die Wölkchen leicht aufzuglühen begannen, als reisiger Nachtrupp der scheidenden Königin des Tages, da erhob sich einer Männer nach dem andern und nahm den

strobernen Hut mit dem bunten Bande vom Kopf. Und der Alte sprach:

„Vor einem Jahre rief ich Heil über Euch, Ihr deutschen Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, und Heil ist Euch widerfahren: gute Ernte birgt die Scheuer, gesegnete Kriegsfahrt brachte Ehre und Beute. — Jetzt aber rufe ich ein dreifaches Wehe. Ich werde es nicht erleben, denn die Runen des Todes sind für mich geschnitten. Wotan gönnte auch mir das hohe Alter, das er schon meinem Vater und meinen Ahnen vergönnte; jetzt fahr' ich ein zu den Einheriern.“

Rufe des Bedauerns wurden laut, aber auch manches „Glück zur guten Fahrt“, „Heil dem Alten“, und er fuhr fort:

„Ich sehe es kommen mit vorausschauendem Geist. Fremde werden kommen und das Land dem Christengott unterwerfen. Unsere Götter werden zurückgestoßen werden, ihr Priestertum wird erlöschen. Ihr aber, Sachsenvolk, vergeßt sie nicht, — nein: lebt und kämpft für sie! Glaubt es mir, dem Alten: im Kerne ungebrochen ist die Kraft der alten Götter, und einst werden sie zurückkommen und den Thron, von dem die Menschheit sie gestoßen, zurückerobern. Und wehe dem, der dann nicht treu erfunden wird; niemals werden die Walküren ihn in die Gefilde der Freude führen, nie wird einer der hohen Aesen sich freundlich ihm nahen. Unstet und elend soll er umherirren in fremden Landen.“

Jetzt beginne das Fest. Eßt und trinkt, Männer und Weiber, und vergeßt nicht, den Aesen opfernd zu spenden. Ihr Knaben und Mädchen aber, freut Euch an Tanz und Spiel.“

Schnell wurden die Krüge und Methhörner gefüllt, und die Jugend trat auf dem Wiesenplatz zusammen.

Ein frohes Getümmel erhob sich; Knaben und Mägde sprangen im Kreise jubelnd umher; die Aelteren führten Reigentänze auf und warfen mit dem Ger nach einer aufgestellten Scheibe, übten sich im Wettlauf und kühnem Sprunge.

Auch Manfred war gekommen, und tat es, wie niemand es anders von ihm kannte, in allen ritterlichen Künsten seinen

Genossen zuvor. Mochte das schon den Neid manches jungen Burschen erregen, so mußte er heute noch andere Scherzworte mit in Kauf nehmen. Denn wenn sie auch die Ehre zu schätzen wußten, so war es den jungen Bauernsöhnen doch nicht lieb, zu hören, daß er vom Grafen Otho zum Schildgenossen erhoben und als solcher mit in das Hoflager des Edlen zur Lippe eingeritten war.

„Wundert mich, daß du so springen kannst,“ höhnte der eine nach einem wohl gelungenen Meistersprunge. „Ich glaubte, Ihr am Hofe rittet nur stolz zu Roß.“

„Nicht nur zu Roß . . .“ erwiderte Manfred, „auch Esel zu reiten scheu' ich mich nicht,“ und schwang sich von hinten rittlings auf des Ungreifers Rücken. So hatte er die Lacher auf seiner Seite.

„Manfred, wie tanzt es sich in der Kemenate beim Edelfräulein?“

„Seht her, ich will's Euch zeigen,“ und er sprang auf eine frische Bauerndirne los, die rotwangige Berchta vom Erlenhofe, stampfte mit dem Fuß vor ihr auf und klatschte in die Hände, . . . und ehe der Frager sichs versah, sprang sie mit dem wilden Jüngling im Reigen umher.

„Endlich hab' ich dich!“ rief er aus und preßte sie an sich.

„Tu nicht so vertraut,“ erwiderte sie schmollend.

„Aber Berchta . . . auch du?“

„Du bist anders geworden,“ flüsterte sie, ihn traurig anblickend; . . . „vor einem Jahre . . .“

„Was war vor einem Jahre?“ fragte er unwirsch.

„Da war ein junger Bauer hier, dessen Augen nicht weichen wollten von der rotzopfigen Berchta im roten Rock. Heute hat er kaum Augen für sie.“

„Liebste . . . mir geht viel durch den Sinn, . . . so manches liegt schwer auf meiner Seele.“

„Hast du ein anderes Lieb?“ fragte sie erschreckt. „Bei dir in der Heimat — oder gar eine Bornehme?“

„Nein, das habe ich nicht . . .“ erwiderte er kurz, aber sein Blick hielt dem ihrigen nicht stand.

„So wisse denn, daß ein anderer an mir Gefallen findet. Graf Otho stellt mir nach, wo er mich findet. Hält er mich für eine feile Dirne?“

„Graf Otho?“ fuhr Manfred auf.

„Vor kurzem war er auf Vaters Hofe, einige Knechte wegen kleiner Frevel zu strafen; da konnte ich mich seiner nur mit Mühe erwehren.“

„Er scheint nicht genug zu haben an dem schwarzen Ding, das er sich aus Welschland verschrieben hat . . .“ erwiderte er, die aufsteigende Wut niederzwingend.

„Du, Manfred, mußt mich schützen, . . . denn meine Brüder sind tot.“

„So wahr ich ein Schwert zu führen vermag: ich helfe dir! . . . Doch was bedarf es da noch meiner Hilfe? Eine Kreuzfahrt steht nahe bevor, die wird ihn für längere Zeit unserm Lande entrücken.“

„Eine Kreuzfahrt, Manfred . . . und du?“

„Ich ziehe mit, wenn's zu Beute und Schwertertanz geht.“

„Recht so, Manfred; mag alles sein, wie der alte Siegrid uns kündet, du weißt es und ich weiß es auch: der Christengott ist doch der wahre Gott; so hat es meine, so hat es deine Mutter uns gelehrt. Das heilige Grab aus der Angläubigen Hut zu befreien, ist rettende Tat.“

„Dem Herzen aber stehen die hohen Nsen näher als der Christengott; laß uns der alten Götter nicht vergessen.“

„. . . und der alten Treue nicht!“ ermahnte sie.

Während sie unter solchen Gesprächen den Reigen tanzten, wurde Stille geblasen, und wieder hörte man aus der Ferne das eintönige Schracheln und Zanken der Elstern. Es war Mitternacht geworden; der Himmelswagen stand zu ihren Häupten. Der Mars strahlte funkelnd hernieder, sonst waren wenig Sterne am hellen Sommerhimmel sichtbar. Zehn Mädchen mit Rosenkränzen im Blondhaar, weiß gekleidet, mit Fackeln in den Händen, kamen behenden Schrittes hervor und bewegten sich langsam zu den noch immer dem Met zusprechenden Männern.

Gern spendeten diese Speise und Trank, ihr Necken und Lachen klang hell über den Rasen, und wieder begann, eifriger als vorher, das Springen und Tanzen, nur daß sich jetzt unter dem Schutze der Nacht manches junge Paar leise ins Dunkel des nahen Waldes zurückzog.

In Manfreds Herz hatte die alte Liebe wieder Einkehr gehalten. Nur für Berchta hatte er Auge und Ohr. Beseligt flog sie an seiner Seite dahin, daß ihr roter Rock und ihre roten Zöpfe nur so wirbelten. Wieder sah er jetzt, was ihn vor Jahresfrist so entzückt: daß sie Augen hatte wie eine Waldnixe und Haar wie die Göttin Berchta, nach der sie ihren Namen trug, so hell und glänzend. Aber er sah auch, daß sie frische Lippen hatte, wie Frigg, deren er begehrte, und daß es sich voll und verlockend unter dem Brusttuche bewegte.

Da umsing er sie glühend und folgte denen, die ihm vorangeschritten waren, in den Wald.

Es war eine weiche und warme Nacht. Der Mond war in voller Pracht herausgezogen und malte den erregten Sinnen täuschende Bilder vors Auge. Wie teuflische Schlangen, die sich spukhaft hin und her bewegten, erschienen die in die Luft ragenden Zweige eines abgestorbenen Baumriesen; wilden Ungeheuern gleich schauten die Felsen auf die Liebenden hernieder. Sie umschlang ihn und drückte sich an ihn, als wenn sie sich fürchtete; er fühlte das ungestüme Wogen des Busens an seiner Brust, der Hauch ihres Mundes streifte seine Wange und er küßte sie. Ein weiches Moospolster lud sie zur Ruhe; der schwere Duft des blühenden Hollunders umnebelte ihre Sinne und der Mond goß sein silbernes Licht in tiefen Fluten in den sommerlichen Wald. —

Wohl eine Stunde war verronnen, . . . da weckte sie das leise Zirpen eines Vogels aus dem Traum. Hilflos starrte sie ins Leere:

„Manfred, was hast du getan?“

„Wozu Liebe mich zwang.“

„Mein Ehrenkränzlein . . . das ich so treu gehütet . . .“  
Tränen traten in ihre Augen.

„Die Liebe gab es ein; da ist keine Schuld.“

„Wirst du mir nun Treue wahren? . . . sonst wüßte ich nicht, wohin vor Scham.“

Sie barg das Antlitz in die Hände und weinte bitterlich.

„So wahr Frigga lebt!“ beteuerte er. „Laß ab vom

Weinen und schau, wie die Nebel dort auf der Wiese tanzen; das sind die Elfen, sie waren Zeugen unserer Liebe."

"Und sind Zeugen deines Worts!"

"Hoch und heilig!" erwiderte er. "Warum mißtraust du mir, Liebe?"

Sie ergriff seine Hände: "So bin ich dein, jetzt und immerdar?"

"Hier und im Jenseits!"

Da versiegten ihre Tränen und sie umschlangen einander in seliger Liebe. Die Vögel des Waldes waren völlig erwacht und jubelten hell ihr sonnebegrüßendes Lied in die frische Morgenluft hinaus.

"Die Sonne kommt, . . . schon seh' ich rosige Wölkchen," begann er. "Laß uns zur Feststatt gehen, wo noch die Feiernden weilen."

"Ich schäme mich, Manfred . . ."

"Nicht so, Geliebte! Trag' den Kopf hoch. Du bist meine, des Manfred vom Teuthof Geliebte, und nicht lange, so bist du mein Weib."

Sie traten Hand in Hand aus dem Walde. Laute Stimmen der feiernden Männer und Frauen klangen ihnen entgegen.

Es war licht geworden allüberall; alle standen im Kreise umher um den Isgrim, die Männer, die Frauen. Manfred führte Berhta in den Ring; sie gaben sich wie ein versprochenes Paar und manches Auge ruhte wohlgefällig, manch anderes spöttisch auf ihnen. Von der nahen Anhöhe warfen Knaben ein Rad hernieder, Stroh um einen Weidenreis geflochten, mit Pech und Teer getränkt und dann entzündet; es rollte in tollen Sprüngen ins Tal hernieder, wo es vor den Blicken der Nachschauenden versank.

Die Mädchen aber in ihren weißen Kleidern traten hervor, hatten ein langes Kranzgewinde, das sie zusammenzuhalten schien, mit den Händen erfaßt und eine von ihnen sprach in singendem Ton:

"Die Sonne sendet bald den ersten Strahl  
Aus ihrer dunklen Tiefe uns herauf, —  
Weckt Vögel, Blumen, scheues Waldgetier,

Berscheucht die Kimmernisse unsres Lebens,  
Wärmt unsere Glieder und erfreut die Sinne.  
Der Sonne gilt, dem Urbild alles Lebens,  
Dem Sinnbild alles Schaffens, Strebens, Webens,  
Der Sonne gelte unser Festgesang."

Und die Mädchen sangen mit hellen Stimmen:

Heil dir, goldener Strahl,  
Führ uns einst allzumal  
In der Einherier Saal  
Ein nach Walhall."

Dann lösten sie die Kette und je zwei und zwei tanzten,  
das Gesicht einander zugewendet, indem sie in die Hände  
klatschten und sangen:

Heilige Sonne, sieh  
Gnädig auf uns herab;  
Leuchte uns spät und früh  
Bis in das Grab."

Dann trat Stille ein; alle schauten gespannt und an-  
dächtig bald auf die Stelle, wo der Sonnenball emportauchen  
mußte, bald auf den Alten, der unverwandt mit harrendem  
Auge auf den Stab gestützt, in das funkelnde Spiel schaute.  
Und als das erste Fünkchen des Tagesgestirnes aufglimmte,  
wandte er sich den Getreuen zu:

"Heil dir Göttin, rufen wir, heil deinem Wirken. Laß  
ein neues Leben beginnen voll Schaffens und Gewinnens.  
Ihr Mannen hört mich an: Kunde ist mir geworden von  
neuen Kämpfen, die das neue Jahr uns bringen wird, von  
einem Kreuzzug ins Morgenland. Wohl gilt er der Be-  
freiung des Grabes unseres neuen Gottes, der als Mensch  
auf der Erde gewandelt ist, — dennoch rate ich: zieht Euch  
nicht zurück! Auch unser Edler Herr Bernhard zur Lippe,  
uraltsächsischem Blut entsprossen, des erlauchten Haholt  
edler Nachfahr, will das Schwert ergreifen; haltet ihm die  
Mannentreue, die Ihr geschworen, und entzieht Euch nicht  
der Gelegenheit, das Schwert wider die Feinde zu ziehen;  
denn jene Männer, gegen die Ihr kämpft, sind nicht bloß  
der Christen, sondern auch unsere, der Deutschen, Feinde.  
In grauen Zeiten, als noch der Ostara geopfert wurde, da  
war's gut um die Deutschen bestellt, wie immer, wenn sie

auf sich selber gestanden haben. Es werden Zeiten der Ansechtung kommen; Römlinge werden die Hand ausstrecken nach Eurem Besitz, Scharen aus dem fernen Osten werden kommen, sich mit Euch zu vermischen. Das künde ich Euch, der stammesreine Edeling unter den Bauern, der ich mein Geschlecht zurückführe auf den Allvater Odin, gleich dem Vornehmsten unter den Fürsten. Aber ich sage Euch auch: Ihr könnt und werdet Euch der Feinde erwehren, wenn Ihr Euch rein haltet von ihrer Gemeinschaft. Kommen von außen Feinde an Euch heran, dann laßt fahren den Hader der Sachsen gegen die Franken, so schwere Blutschuld dieie auf ihr Haupt gehäuft haben, . . . fahren laßt den Groll des Bauern gegen den Bürger der wohlbewehrten Stadt, . . . laßt fahren den Haß des Unfreien gegen den Freien, . . . laßt aufhören alle Fehde und allen Streit um mein und dein und seid einig. Und wie einst Hermann der Befreier hier in diesem Waldgebirge den Drachen der inneren Feindschaft bezwang, so wollen auch wir tun und wollen beten:

„Leite uns, Geist Hermanns, stärke uns zum Dienst an unserm Volke und laß es uns befreien, wie du es einst getan; denn deine Liebe ist unsere Liebe, dein Zorn ist unser Zorn, und deine Kraft ist unsere Kraft, da wir wissen und bekennen: Im deutschen Namen Heil.“

Die Männer entblößten die Häupter und sprachen das Gelübde des Weihfestes nach:

„Wir weihen uns zur Liebe und zur Arbeit an unserm Volke, denn wir wissen und bekennen: Im deutschen Namen Heil.“

Mächtig wirkte die Rede des Alten, um so mehr, als jeder spürte, wie er selbst mit feuriger Seele an dem hing, was er verkündet, und ernster als sie gekommen, zog sich die Menge in ihre heimischen Höfe zurück.

Manfred und Berchta trennten sich mit Kuß und Handschlag wie zwei Verlobte; sie, um mit den Eltern zum nahen Erlenhofe zurückzugehen; auf Manfred aber wartete sein Roß, das ihn in wenigen Stunden eilenden Laufs zurücktrug zum Hofe seiner Väter.

Wieder einmal waren die Mannen alle eines Sinnes und fühlten die Kraft und den Willen in sich, sich gegen

alles undeutsche Wesen zu verteidigen. Wenn's nur nicht so schwer wäre, einmütig mit all den andern zu sein und die Streitart zu begraben! Mochten Sachsen und Franken sich allmählich versöhnen; wie konnten aber sie, die Bauern, gegen die übermütigen Bewohner der neuheranblühenden Städte freundlich gesinnt sein, wo doch diese all ihren Reichtum an sich zu ziehen suchten? Und wie konnten sie gar den Rittern gegenüber ihren Groll bezwingen, die oft, ohne frei zu sein, sich an die Höfe der Fürsten drängten und sich wegen ihres Waffendienstes und ihrer nahen Beziehungen zum Hofe höher dünkten als sie, die freien Bauern, die ihr Geschlecht auf die Götter selber zurückführten!

So hatten sie in eifersüchtigen Händeln miteinander dahingelebt, aber, während die einwandernden christlichen Glaubensboten den Großen ihr Land abspenstig machten und daher mit ihnen in ständigem Kampfe lebten, waren sie selber einig untereinander geblieben, wenn's gegen einen gemeinsamen Feind ging. Sie hatten ihren Besitzstand eigenherrlich gewahrt wie kaum ein anderer deutscher Gau und waren die eigentlichen Herren im Lande geworden, die mitschalteten und walteten, wie sie wollten. Erst die jetzt erstarkende Macht der Fürsten und die neuaufkommende Lehnsabhängigkeit setzten ihnen im kühnen Siegeslauf den Fuß auf den steifen Nacken.

\* \* \*

Zwei Seelen wogten in Manfreds Brust, als ihn sein Roß in den Heimatshof zurücktrug. Er hatte der Jungfrau, die er so lange geliebt, den Ehrenkranz geraubt; jetzt war kein Zögern mehr und kein Zweifel; nach des Volkes Sitte, nach eigenem Gewissen mußte er sie freien, wollte er nicht für ehrlos gelten vor seinem Volke, vor sich selbst.

Mochte auch wohl die Kirche einen Grund finden, ihn zu befreien, wenn er, der Sohn aus angesehenem Hause, es erbat und das Gesuch aus klingendem Beutel unterstützte, so hätte doch das eigene Gewissen ihn Lügen gestraft. Hatte er nicht immer die strengen Gesetze des alten deutschen Rechtes dem Rechte der christlichen Kirche gegenüber verteidigt?

Und doch: nie war es ihm so aufgegangen wie jetzt: würde er das Glück an ihrer Seite finden, das er begehrte? Würde er ihr das Glück schaffen können, das er ihr schuldete?

Sie war eines Bauern Kind gleich ihm, und doch stand eine Welt zwischen beiden. Sein Vater war reich und wohlangeesehen. Weite Gründe dehnten sich um den Hof, und wer in sein Haus trat, der mochte wohl glauben, in eines vornehmen Mannes Wohnstatt zu treten. Eichene Bänke zogen sich an den Wänden entlang, mit Bärenfellen waren die geschnitzten Sessel bedeckt, die Prunktische zeigten reiche Täfelung aus feinen Holzarten. Dazu kamen die zahlreichen Werke der Kleinkunst, Gemälde und Heiligenschreine, kunstvoll gefertigte Kreuze und Kruzifixe, Salbennäpfe und Weihrauchkessel, mit feiner Arbeit in Silber getrieben, die die fromme Mutter aus dem Kloster mitgebracht, und vor allem fehlte es nicht an prächtigen Waffen- und Schmuckstücken aus des Bauern eigenem Geschlecht und solchen, die er selber, der alte Haudegen, im Kriege als getreuer Gefolgsmann seines Herrn erbeutet. War er doch immer dabei gewesen, so oft die Sachsen gegen König Heinrich und seine Genossen das Schwert zogen.

All dies hatte von Jugend an auf Manfred eingewirkt und als der Vater ihn, den eben mannbar gewordenen Jüngling, einst nach Paderborn mitgenommen hatte, wo er vor dem bischöflichen Gericht sich wegen angemessener Rechte an kirchlichem Gut verantworten sollte, da hatte die prächtige Bartholomäuskirche seinen Sinn mächtig ergriffen, die fast hundert Jahre zuvor der Bischof Meinwerk durch griechische Werkleute, wie man rühmte, hatte ausführen und schmücken lassen. Und mit kunstfertiger Hand hatte er daheim sich bemüht, die geschauten Kunstwerke in Holz oder Ton nachzubilden, in welchem dem Vater verächtlich scheinendem Tun die fromme Mutter ihn nach Kräften unterstützte.

Berchtas Vater aber war, wie es so manchem Bauern ergangen, in den bösen Zeitläuften von der geachteten Stellung des freien Bauern herabgesunken; wenn der Leuthofbauer großspurig vor seiner Tür stand und lachte, daß man es auf dem Nachbarhofe hörte, und die Knechte scharwerken ließ, mußte er schaffen von früh bis spät, und seiner Frau,

die ihm zwölf rotbackige Kinder, alle blauäugig und blond geschöpft, in die Wiege gelegt, hatten Arbeit und Sorge vorzeitig tiefe Falten ins Antlitz gegraben. Wohl hatte er eine Freude, wenn nach der Hast und Last des Tages die Kinder sich fröhlich in Haus und Hof tummelten, aber zu Spiel und Muße und gar zu innerer Erfassung des Lebens war hier nie Zeit und Sinn gewesen, und so war auch Berchta aufgewachsen, wild und frisch, wie das Röslein auf der Heide.

Bisher hatte er nur die dralle Schönheit, ihre gesunde Frische gesehen, . . . jetzt zog er unwillkürlich Vergleiche mit der vornehm gebildeten Tochter seines Gebieters, und trotzig beehrte es in ihm auf: Sollst du, der du zu Höherem geboren bist, einer leichtsinnigen Stunde wegen dein Lebensglück verspielen und dich verkaufen? „Tor,“ schalt er sich dann wohl selber, „willst du so hochfahrend sein, deine Augen zu dem Fräulein aus erlauchtem Stande zu erheben?“ Dann wieder häumte sich der Stolz in ihm auf; er reckte sich hoch in seiner jungen Kraft, spannte die sehnigen Arme und lachte: Bin ich weniger als ein Edeling? Ein Bauer zwar, aber frei, aus freiem Geschlecht. Wer will sich die Macht anmaßen, die Herz von Herzen scheidet, die den Fürstendiener höher stellt als den freien Sohn aus dem Volke? Bin ich nicht jung und ungebrochen in meiner Kraft? Wer will mir streitig machen, was ich begehre?

So trieb er es lange, zerrissen in seinem Innern, bald niedergeschlagen und mit sich kämpfend, bald mutig dem Schicksal die Heldenfaust entgegenstreckend: „Kommt, ihr Mächte der Welt! . . . ich ringe mit euch!“

In Berchtas Herzen dagegen war stille Sicherheit eingezogen. Sie hatte sich dem Geliebten zu Eigen gegeben, sie hatte sein heiliges Wort; — wie durste sie zweifeln? Ihr war's, als sei der Himmel noch nie so blau gewesen wie heuer.

Sie vertraute sich der Mutter, und als es Herbst geworden war, trat diese an den Bauern heran:

„Mit der Berchta ist's so weit, Bauer! . . . da mag der Manfred sie holen . . .“

„Was,“ fuhr der alte Balduin auf, . . . „Manfred vom Teuthof?“

„Der ist's und kein anderer.“

„Zum Teufel — meint er, wir seien Bettelpack, dem er das antun darf? So soll er sie holen.“

„Doch nicht ohne kirchlichen Segen.“

„Neues Brauchtum! Früher war die Löst genug — doch mag's sein, 's steht ihr besser an vor den Leuten. — Sattle mein Pferd, Bäuerin . . . noch heute Nacht. Ich reite zum Teuthofe. Der Manfred mag sie holen . . .“

Am nächsten Morgen trat er müde bei Ortwin, Manfreds Vater, ein.

„Freundnachbarlichen Gruß, Ortwin, da bin ich.“

„Seltener Besuch, Freund Balduin . . . und so früh des Tags! Bist wohl gar die Nacht durch geritten?“

„Hatt' keine Zeit zu verlieren; ich komme als Werber . . .“ erwiderte er ohne Umschweife, „als Werber für meine Tochter.“

„Dank' dir,“ erwiderte Ortwin unwirsch, „. . . bin schon versorgt.“

„Spott' nicht, Alter . . . sonst ist's mit unsrer Freundschaft aus. Ich meine deinen Sohn und meine Berchta.“

„Sonst kommt wohl der Sohn zur Braut,“ höhnte der andere; „bei dir scheint's umgekehrt zu sein.“

„Wenn du nicht zu mir kommst, geh' ich zu dir. Ich kann nicht warten; . . . der rote Rock ist dem Mädchen zu kurz geworden und das Nieder zu eng; . . . dein Sohn hat's verschuldet.“ Der Kreuzdornstock zitterte in der Hand des Alten.

„Der Geschmack ist nicht schlecht,“ erwiderte Ortwin.

„Ein dralles Mädchen, deine Berchta.“

„Halt's Maul, Bauer, und reiz' mich nicht! . . . doch ich hol' mir den Sohn selbst. Wo steckt er?“

„Ja, wo steckt er? Da frag' ihn selbst. Einige Tage sind vergangen. Fein wie ein Hösling ist er davon geritten. Und sein bestes Wams hat er angetan. Such' ihn nur, Bruder, und hol' ihn heran. Meines und meines Weibes Segens seid Ihr sicher, wenn alles so ist, wie du sagst.“

„Ich will nicht leeren Verspruch, . . . ich will den Sohn.“

„Dann geh' zum Teufel oder wo du ihn finden magst, . . . hier ist er nicht.“

„So höre, was ich sage,“ fuhr Balduin wild auf. „So lange wie Manfred nicht zurückkehrt, lastet Lüge und Unehre auf deinem Hofe. Verflucht soll der Hof sein, der an tausend Jahre oder mehr in deiner Sippschaft ist, und soll in fremde Hände kommen, . . . bis dein Sohn Manfred, sein Erbe, sein deutsches Wort eingelöst hat.“

Zornig warf er die Tür ins Schloß; kaum hörte er noch das höhnische Lachen des alten Ortwin, das hart hinter ihm verklang.

Das war am frühen Morgen gewesen, und am späten Abend kehrte Balduin müde heim.

Unterwegs begegnete er dem Landreiter.

„Hast du den Grafen nicht gesehen, Bauer?“ fragte ihn der. „Ich suche ihn drei Tage schon . . . und krieg' ihn nicht vors Brett. Hier in der Gegend soll er gesehen sein.“

„Und hast du den Manfred nicht gesehen, den vom Teuthofe?“ fragte der Bauer dagegen. „Seit drei Tagen ist er vom Hause geritten und niemand weiß wohin.“

„Daß ichs nur sage, Bauer . . . ich hab' ihn gesehen. — Zwei Kater um eine Maus!“ setzte er lachend hinzu.

„Wo treibt er sich umher, der Milchbart?“

„Ich hab ihn heut gesehen und gestern . . . Schlich wie ein Marder, der auf Beute zieht, vor deinem Hofe hin und her, lugte über Mauern und Hecken. In feinen Kleidern gestern und geschniegelt, als gings zum Feste; heute im gleichen Wams, aber unsauber und räudig, als hätt' er die Nacht im Freien verlebt . . . Ja, ja, man hört so allerlei, wenn man so wie ich viel zu den Leuten kommt.“

„Was erzählt man sich?“ drang der Alte in ihn; „mir scheint, mich geht die Geschichte verflucht nahe an.“

„Wohl, dich gehts als Vater an. Drum will ichs nicht verschweigen, kann aber auch nichts verbürgen.“

„Nun sprich doch“, mahnte ungeduldig der Alte.

„Man erzählt, Graf Ottho stelle deiner Tochter nach,

... und der Manfred, der auch mit ihr zu schaffen gehabt, passe ihm auf den Dienst."

"Das erzählen die Leute?"

"So sprechen sie's herum."

"Weibertratsch", brummte der Alte und ritt ohne Gruß davon. "Verdrehte Welt, meine Tochter . . . ?"

Aber was die Leute sich zuraunten, war nicht ohne Grund. Seit Manfred aus dem Munde der Geliebten erfahren, daß Graf Otho ihr nachstelle, hatte ihn die Eifersucht gepackt; jetzt lauerte er ihm auf und folgte ihm auf Weg und Steg, um zu ergründen, ob er es mit der Herrentochter halte oder mit seiner eigenen Verlobten. In beidem wäre er ihm in die Quere gekommen, in beidem war er sein Todfeind, der ihm im Wege stand überall. Und der Haß schlug seine grimmigen Krallen in sein Herz.

\* \* \*

Nur der Mutter, die erraten, wem die Feiertagskleidung galt, hatte Manfred sich anvertraut, ehe er von dannen geritten.

"Richte den Sinn nicht auf zu hohe Dinge", hatte sie ihn gewarnt; "bedenke, daß du eines Bauern Sohn bist . . ."

"Bin ich doch frei geboren!" hatte er erwidert. "Ist's denn nicht mehr rechtens in deutschen Landen, daß jeder Freie das Höchste erringen kann?"

"Recht und Sitte sind oft zweierlei; wer jetzt das Ritterhandwerk übt, steht höher im Ansehen als der freie Bauer."

"Ich aber fühle mich höher stehend als jene Dienstmänner . . . und lasse nicht ab."

"Und Berchta, mein Sohn, . . . und ihr Kind?"

Da war ihm die rote Blut in die Wangen gestiegen.

"Weiß ich denn, ob ihr Kind auch das meine ist?" hatte er geringschätzig gefragt.

"Schmähe sie nicht, du hast keinen Schatten eines Beweises für ihre Schuld", war die strenge Antwort der Mutter gewesen; er hatte den Mantel umgeschlagen, war in die Nacht hinausgeeilt, . . . durch Wald und Feld gerast, das Herz zu zwingen, . . . aber davon geritten war er dann doch.

### 3. Kapitel.

#### Liebe zu Leide.

Die Heide hatte abgeblüht, die Nornen zogen ihre silbernen Fäden über das Land; in bunter Pracht erstrahlte der Herbstwald.

Wieder war ein Thing ausgeschrieben, auf dem die näheren Anordnungen für den Kreuzzug gegeben werden sollten. Der Edle Herr zur Lippe war selber zugegen und laut jubelte das versammelte Volk ihm zu; war er doch nicht bloß als waffentüchtiger Krieger geschätzt und geehrt, sondern auch beliebt beim geringen Mann, da er stets ein freundliches Wort zu Gebote hatte. Eine Schau der Rosse und Wagen war für heute angelegt; zugleich galt das Thing der Verteilung der Leute, die sich zur Kreuzfahrt gemeldet, auf die einzelnen Heerhaufen. Und allen zeigte Graf Bernhard seine Teilnahme; man sah, daß das Vorhaben auch ihn innerlich ergriff, und ein freundlicher Blick aus seinen blauen, leuchtenden Augen traf Manfred, als dieser beim Ausruf des Teuthoses für sechs Mann zu sorgen versprach, alle mit Ross und voller Waffenrüstung ausgestattet. Das war mehr als mancher adlige Herr zu leisten imstande war, und man hörte neben unverhohlener Bewunderung auch manches stichelnde Wort des Spottes.

Wieder schloß sich an das Thing ein Fest an, kriegerischer als sonst; galt es doch als letzte Probe vor dem Ernst, dem Waffengang im heiligen Lande. Der Erdboden dröhnte hohl unter dem Getrappel der Rosseshufe, und ringsum klang es wieder vom Anprall turnierender Ritter, von Kampfruf und Waffengeklirr der Männer, von zerbrochenen Speeren und berstenden Panzern, von frohem Töhlen und Singen der wenigen mitgekommenen Frauen und Mägde.

Und wieder nahm der Herrensaal der Burg die Würden-träger nebst ihrem engeren Anhang gastlich auf. Als die hohen Frauen, Frau Gisela und ihre Tochter Mechtild, in den Saal traten, die Gäste zu grüßen, ging ehrerbietiges Schweigen durch die Menge, und auf einen Wink der Herrin traten zwei Spielleute hervor, die sie aus dem fahrenden Volk, das sich dort umherzutreiben pflegte, ausersehen. Es

war Sitte im Lande geworden, daß solche fahrenden Leute die Kunde von Helden und Heldentaten von einem Burghof zum andern brachten, und gern lauschte ihnen das Gefinde, so gering oft die Kunde war, die die Fahrenden für Speise und Trank boten.

„Rauh sind die fahrenden Brüder“, sprach die Edle, als sie zur unteren Zecherbank getreten war; „sie krächzen wie die Krähen, und ihre Geige klingt wie das Schracheln der Elstern.“

„Da lobe ich mir die welschen Künstler“, warf Mechtild dazwischen, „die von jenseits der Alpen kommen. Die Fiedel verstehen sie weich und wacker zu streichen.“

„Es sind unsere Feinde“, erwiderte Manfred, den die Rede der Jungfrau verletzete.

„Wohl mißachten wir ihre Tücke, — aber ihre Künstler-schaft hörte ich oft auch von anderen rühmen . . .“

„Und doch glaube ich, daß mancher deutsche Bär mit seiner Pranke ebenso weich und voll zu spielen vermag, wie die welschen Füchse. . . . Heda! Spielmann, sang die Münze auf in deinen Hut . . . und reich mir die Fiedel.“

Manfred spannte die Seiten, prüfte den Ton, setzte die Geige an und spielte und sang dazu. Tief und innig klang aus seinem Munde das alte Lied:

„Du bist mein, ich bin dein,  
Des sollst Du gewiß sein.  
Du bist beschlossen in meinem Herzen,  
Verloren ist das Schlüßlein,  
Du mußt immer darinnen sein.“

Die Augen der Frauen hasteten in seligem Glanze auf dem Künstler.

„Ich staune“, lobte ihn die Herrin, als er geendet, „daß Ihr die Fiedel so geschickt führt wie den Jagdspieß . . . Woher kennt Ihr diese Kunst?“

„Von der Mutter, edle Frau, der ich alles Zarte danke, was neben dem Harten und Ungestümen in mir schläft.“

„Man sagt sonst, daß in dem nordischen Bauern der weiche Sinn nur selten Wohnung nimmt . . .“

„Meine Mutter ist eine Tochter des Rheins und hatte ihr Leben den Heiligen geweiht, ehe sie meinem Vater folgte. Drum war ihr edle Kunst nicht fremd.“

„So gab sie ihr Gelübde auf . . .?“ forschte die hohe Frau weiter.

„Das Kloster wurde, edle Frau, gebrochen von den Scharen des Kaisers, und manche der frommen Schwestern wurde von rohem Kriegsvolk vergewaltigt. Dem harten Geschick entging sie mit Gottes Hilfe, indem sie ihrem Retter folgte, der dann ihr Eheherr und mein Vater wurde.“

Ungeduldig hatten inzwischen die Kriegsmannen geharrt, daß das ihnen weichlich erscheinende Getön der Geige aufhören möchte, damit endlich die ritterlichen Spiele fortgesetzt würden.

Wieder tat sich Manfreds kühne Kraft vor vielen andern hervor, und als er nach wohlgelungenem Sprung über den Widerrist eines gewappneten Rosses — der Königsprung der Vorsahren über sechs Rosse hinweg war längst außer Übung — sich stolz aus der Kniebeuge emporrichtete, und nun sein Auge leuchtend in die Umgebung der bewundernden Gaffer wandern ließ, begegnete er dem Blick des Grafen Otho, der finster zu ihm hinüberschaute. Aber was tat das ihm? Er war sich keiner Schuld gegen den Grafen bewußt, und wenn doch einmal trübe Gedanken in ihm emporstiegen, die ihn an die schöne Kote vom Erlenhofe erinnerten, so tröstete er sich rasch; die wohlgefällig auf ihm ruhenden Augen des Edlen zur Lippe und seiner Gemahlin gaben ihm Mut.

Und als die Jungfrau die Preise zu verteilen sich anschickte, Wolfs- und Bärenhaken, oder den Stuß eines Reihers, in einen silbernen Griff gefaßt, und nun auch ihm ein solches Geschenk überreichte, da jubelte es hell in ihm auf, und als gar beim Reigen die junge Herrin ihn zum Rundtanz entbot, da war alles Erdenleid vergessen, mochten auch die andern mit neidischen Augen auf ihn blicken.

Und leise hub er wieder an zu singen, indem er den Mund zu ihrem Ohre neigte:

„Du bist mein, ich bin dein,  
Des sollst Du gewiß sein . . .“

Weiter kam er nicht, denn sie unterbrach ihn:

„Kühn sind Eure Träume, Manfred, und nicht jeder Wunsch ist erfüllbar.“

Sie errötete, während sie dies sprach, aber sie zürnte nicht.

„Was tragt Ihr auf dem Wams für ein Zeichen?“ fragte sie, um das Gespräch abzulenken, indem sie auf das Hakenkreuz blickte, das er aus Holz geschnitzt und mit Goldblech überzogen auf der Brust trug.

„Das ist der Urweltquirl, das Urbild der Sonne, . . . zum Zeichen, daß ich der alten Götter nicht vergaß. Ich hab's geschnitzt nach einem Vorbilde, das fremde Händler dem Bischof Bernward von Paderborn verkauft. Sie gehen nicht leicht am Hofe meines Vaters vorüber, wo die Mutter mancherlei Kunstwerke in der Truhe hegt.“

„Das ist, meine ich, selten bei unseren Bauern.“

„Jungfrau, ich bin frei geboren; ob Bauer oder Kriegsmann, das gilt deutschem Recht gleich. Oder ist's nicht mehr Sitte im Sachsenland“, fügte er bitter hinzu, „daß der freie Bauer gleich geachtet wird dem Dienstmann des Fürsten?“

„Ich achte niemand höher“, erwiderte sie, „als den, der auf freiem Erbe sitzt, sofern er ein Gott wohlgefälliges Leben führt. So hat es die Mutter mich gelehrt.“

„Und doch ist Eure Hand, scheint es, nach einem Edlen ausgestreckt“, warf er ein, finster vor sich nieder blickend. Dann aber sah er ihr forschend ins Auge:

„Meint Ihr, mir sei entgangen, wie Graf Otho um Euch freit?“

Sie senkte die Augen.

„Ihr errötet, Jungfrau! — liebt Ihr ihn?“

„Mein Herz folgt bitterem Zwang; es weiß nichts von Liebe zu ihm.“

„So will man Euch zwingen?“

„Der Vater will's.“

„Wiederholt mir's, Edle . . . . Euer Herz schlägt nicht für ihn?“

„Ich ehre ihn als tapferen Recken, . . . . zu lieben vermag ich ihn nicht. Ich bin nicht unkund der Rede, die über

ihn im Gau umgeht und auch Euch wird das Gerücht nicht entgangen sein."

"Ich kenne es, und weiß, daß er Euer nicht wert ist."

"Nun denn", rief sie aus, "soll ich meine Liebe einem Manne schenken, so will ich die seine nicht mit einer anderen teilen, und zuletzt mit einer fremdländischen Dirne."

Da flammte das Blut so jäh in dem jungen Manne auf, daß die hellen Augenbrauen und das in langen Locken sein Gesicht umrahmende Haupthaar sich hell von dem sonnenverbrannten Antlitz abhoben, und die blauen Trübsaugen funkelten, als er sprach:

"Wohl weiß ich, Jungfrau, daß Ihr mir versagt seid, — denn die Sitte, das merke ich wohl, ist stärker als das Recht. Daß Ihr aber jenem Unwürdigen die Hand reicht, dulde ich nicht, so lange Ihr selbst es nicht aus eigenem Herzen begehrt."

"Betet für mich, Manfred, daß ich dem Geschick entrinne, das mir das Ende aller Erdenfreude wäre."

"Ich habe mit Beten allezeit nicht viel erreicht, . . . umsomehr mit dem Hieb der Waffen. Kämpfen aber will ich für Euch, und wemms sein soll, den Tod kosten als freier ehrlicher Mann."

"Das ist nicht recht. Hört auf Eure fromme Mutter. Die alten Götter leben nicht mehr, deren Zeichen Ihr auf der Brust tragt. Wenn sie je lebten, so sind sie jetzt des Teufels Gesellen geworden. Im Himmel thront der ewige Vater der Christenheit."

"In meinem Hirn und Herzen hat er wenig Macht."

So schieden sie voneinander, . . . Unrast im Herzen.

Und als sich das Fräulein am Abend in ihre Kemenate zurückgezogen hatte, und alles rings umher still war, nur die leisen Stimmen der Nacht sich regten, da klang zart wie das Zirpen eines Vogels ein Ton an ihr Ohr und wieder einer und noch einer, und als sie leise das Fenster öffnete, scheu hinauslugend, und wohl achtend, daß niemand sie hinter dem bergenden Vorhang erkennen möchte, da erklang wieder die alte Weise:

"Du bist mein, ich bin dein,  
Des sollst Du gewiß sein . . . ."

Schnell verschwand sie hochklopfenden Herzens und schloß das Fenster. Ihm aber, dessen scharfen Augen das Blond ihres Haupthaares nicht entgangen war, hatte nie ein holderes Traumbild geleuchtet.

\* \* \*

Schnell schritt das Verhängnis. Ob Herr Bernhard die holde Regung in dem noch unberührten Herzen der Tochter entdeckt hatte und ihr ein beschleunigtes Ende bereiten wollte? Er forderte sie vor sich und eröffnete ihr, was er mit Otho von Schwalenberg vereinbart.

„Ich glaube, lieber Vater“, erwiderte sie bescheiden, „daß auch das Herz der Tochter mitzusprechen hat, wenn es sich um ihr künftiges Leben handelt.“

„Nun, ich meinte, der Graf Otho könnte dir recht sein . . . !“ brauste der Vater auf, denn der Widerspruch reizte ihn. „Oder trägst du einen anderen im Herzen . . . ?“

„Ich liebe Graf Otho nicht“, erwiderte sie ausweichend. „Und doch bedarf ich seiner und seiner tapferen Mannen. Unbillig lange sah ich dich mit dem Bauernsohn stehen“, schalt er weiter. „Hüte dich, deines Vaters Haus ins Gerede der Menschen zu bringen.“

„Er ist ein freier Mann“, entgegnete sie, „und niemandes Knecht.“

„Wenn er dich das gelehrt hat, wie ich glaube, so führt er eine vermessene Sprache. Wir alle stehen unter des Königs Gewalt, und er unter der meinen. Ihm scheint die freie Geburt den Nacken zu stärken. Heute gibts andere Werte, nach denen wir den Stand der Männer wägen, ich werds ihn lehren . . . Aber was hast du gegen Otho? Er ist ein tapferer Mann und reich begütert; als Graf seines Gaues führt er des Königs Heer und Gerichtsbann . . .“

„Ich möchte mein Herz nicht hingeben um weltlicher Macht, um irdischer Güter willen.“

„Und ich werde durchsetzen, was ich für ersprießlich halte“, erwiderte Herr Bernhard scharf. „Des Fürsten Tochter darf nicht nach freier Neigung wählen“, und er ging finsternen Blickes davon. —

Als aber am nächsten Morgen sich die reisigen Scharen auf dem Burghofe versammelt hatten, um Abschied zu

nehmen, trat Herr Bernhard zur Lippe, von beiden festlich gekleideten Frauen begleitet, während ein Knecht sein gewappnetes Roß wie zur Schlacht gerüstet neben ihm hielt, in Wehr und Waffen vor die Mannen hin:

„So zieht denn mit Gott Eure StraÙe, ihr lieben Getreuen . . . und im nächsten Frühjahr auf zur frischen, fröhlichen Fahrt ins ferne Land, das Grab des Herrn zu erstreiten. Gott will es! — — Aber damit Ihr alle wißt, um was der Kampf geht: Nicht bloß für das Grab unseres Heilandes zieht Ihr das Schwert, sondern auch für den Ruhm Eurer engeren Heimat. Wenn Graf Otho, durch Euren tapferen Arm gestützt, ruhmreich zurückgekehrt sein wird, was ich von Gott als Huld erlebe, so will ich ihm meine Tochter Mechtild zum Eheweib geben; sie wird Euch eine huldreiche Herrin und freundliche Genossin sein.“

Da klangen die Schwerter und Schilde aneinander und mancher freundliche Zuruf kam aus den Kehlen der kampferprobten Männer.

Herrlich, seiner Macht bewußt, stand Herr Bernhard vor ihnen, auf sein breites Schwert gestützt, ernst stand neben ihm die Gattin, bleich, gesenkten Blickes die Tochter. Und während die Mannen, zum Abschied die Hüte schwenkend, davonritten, eine eisengewappnete Schar, traten die Frauen in die Kemenate zurück. Herr Bernhard aber sah den Davonreitenden noch lange nach, und als er das Getrappel der Pferdehufe und die lauten Gespräche der Männer schon nicht mehr hörte und sein Auge nur noch die Waffen hell im Morgenglanze durch die Staubwolken aufblitzen sah, . . . da stand er noch immer und schaute. Dann legte er die Waffen ab, schwang sich aufs Roß und jagte zu frischem Morgenritt in die herbstliche Heide hinaus.

\* \* \*

Die freundlich aufgenommene Ankündigung des Lehns-  
herrs hatte wohl nur einem einen Stich ins Herz gegeben,  
dem Bauernsohne vom Teuthose, und er erspähte jetzt die  
Gelegenheit, den Grafen Otho, der den immer mehr sich  
lichtenden Scharen voranritt, mit aufrichtigem Wort zu

warnen. Als sich vor ihnen eine kleine Waldlichtung auftat, ritt Otho in schlankem Trabe voran, . . . Manfred ihm nach.

Erstaunt, fast erschreckt, fuhr Otho empor, als er sich Manfred allein gegenüber sah; wußte er doch, daß er, der dem Bauernsohn einst ein gütiger Herr gewesen, jetzt seit jener unglückseligen Jagd einen grimmigen Feind in ihm hatte. Auch glaubte er einige Male, wenn er vergebens versucht hatte, die Bauerndirne vom Erlenhofe zu treffen, Manfreds Falben gesehen zu haben, war dann aber eilig von dannen gewichen, wohlweislich eine Begegnung scheuend.

Doch Manfred ritt bescheiden auf den Grafen zu.

„Stets war ich Euch, Graf Otho, wie Ihr selber anerkannt habt, ein treuer Weg- und Streitgenosß. Das lobnt Ihr mir schlecht.“

„Woran hab ich's fehlen lassen?“ fragte jener, sich zum Gleichmut zwingend.

„Ein schlechtes Ziel hat unser Lehnsherr für Eure und Eurer Mannen Heerfahrt gesetzt.“

„Was stellst du mich zur Rede wegen dessen, was Herr Bernhard tat?“ fragte der Graf.

„Ihr seid mitschuldig . . .“

„So sind wirs alle. Wir alle wollen das heilige Grab erobern . . . Deucht dir das ein schlechtes Ziel, du Heide mit dem Botansbilde auf der Brust?“ spottete er.

„Mögt Ihr darum kämpfen, . . . ich kämpfe mit. Aber das weitere Ziel, die Hand der Mechtild . . .“

„Was geht's dich an?“

„Mehr als Ihr denkt.“

„Wolltest du sie mir streitig machen?“ erwiderte Otho höhnißch.

„Warum nicht? Ich tu's Euch gleich in allem. Auch ich bin frei geboren wie Ihr.“

„Du bist ein Bauer . . .“

„Das ist eine neue Unsitte, die unsere Altvordern nicht kannten, daß zwischen König und Volk ein Adel sich einschleibt, der im Waffendienst mehr und Höheres sieht, als in der freien Geburt, die bisher als Zeichen des edlen Mannes galt.“

„Du wirfst den Strom der Zeit nicht hindern“, höhnte Otho.

„Ich gönne aber die weiße Taube nicht dem Geier“, brauste Manfred heftig auf, „zumal er schon eine schwarze Taube im Neste hat“, fügte er scharf hinzu.

Die Hand Othos fuhr ans Schwert.

„Du wagst es, deinem Herrn . . .“

„Ich wage es, jedem in den Weg zu treten, der mir zu nahe tritt, . . . und wenns sein soll, mit dem Schwert in der Faust.“

„Du . . .?“ höhnte der andere. „Du? Du bist nicht der Mann dazu. Du bist verwöhnt, mein Knabe, . . . dein glattes Gesicht hat man dir als Verdienst angerechnet, und die paar guten Stückchen mit Roß und Waffen . . .“

„Diese paar guten Stückchen, hoffe ich, sollen auch jetzt meinen Worten die rechte Deutung geben. Ich achte mich Euch gleich in jeder Waffentugend wie in der Geburt, und ich fordere, daß Ihr auf Tod und Leben mit mir um das Fräulein kämpft . . . Und wenn auch ihr junges Herz, eingeschüchtert durch die Strenge des Vaters, sich noch nicht entschieden hat: E u c h liebt sie n i c h t !“

„Hat sie dich zum Vertrauten gemacht, du Knabe?“ fragte mit verletzendem Spott, doch mit ausblickenden Augen Graf Otho.

„Sie hat mirs gestanden!“ jubelte der Bauernsohn auf.

„Wahnwitziger Lügner!“ und das Schwert des Grafen flog aus der Scheide.

Als Manfred sich zur Wehr setzte, hielt jener inne.

„Du erhebst das Schwert gegen deinen Herrn? Verwegener! Darauf steht der Tod!“

„Um mit Euch zu kämpfen für Ehre und Recht . . . um das, was allein meinem Leben noch Wert zu geben vermag.“

„Armer Gesell“, klang die spöttische Antwort. „Du bist von Sinnen. Gott straft am schwersten, wenn er dem Menschen den Geist unnachtet, — ich werde dich binden lassen . . .“

„Das könnte wohl geschehen, wenn du die Macht dazu hättest. . . . Jetzt hast du nur das Schwert, verlaß

dich auf das. Nicht kampflos gedenke ich dir die Jungfrau zu überlassen . . . Auf! Nicht gesäumt! In dieser Stunde entscheidet sich dein Geschick und das ihre!"

Manfred drang mit der Waffe auf den Gegner ein, der schnell nach dem seinen faßte. Ein harter Kampf war's, der sich entspann; waren doch beide ritterliche und starke Helden. Aber der am Vorabend reichlich genossene Met mochte dem Grafen den Kopf umnebelt haben. Er vermochte nicht den wuchtigen Schlägen des Bauernsohnes zu widerstehen. Ein wohlgezielter Hieb traf ihn an der Schläfe, daß das heiße Blut in hohem Bogen hervorsprang. Er strauchelte und sank und fing im Sinken noch einen zweiten Hieb auf, der ihm vollends das Bewußtsein raubte. Da lag er nun, ein gefällter Held, im Sande, und färbte die Heide mit seinem roten Blut.

Bald tauchten einige von den Mannen, die den Vorangegangenen gefolgt waren, und die die scharfen Worte, das Klirren der Schwerter zu schnellerem Antriebe der Pferde verleitet haben mochten, auf dem Kampfplatz auf. Da sahen sie ihren Grafen im Blute liegen, das Auge starr, . . . sahen, wie Manfred auf den Entseelten zusprang, mit dem Schwerte eine lange, brandrote Locke vom Haupte schnitt und in seinem Wams barg, wie er dann Schwertgehent und Waffen des Gefallenen umlegte und sein eigenes blutiges Schwert an das Saumzeug des Pferdes heftete. Dann stob er dahin über die Heide, ehe ein anderer ihm zu folgen vermochte. Den Toten aber legten sie auf eine aus jungen Birkenstämmen eiligst zusammengefügte Bahre und ritten gesenkten Hauptes zum Schloß zurück. Wingold, der Schmied vom Wolfshofe, aber vernagelte, um den toten Herrn zu ehren, altem Herkommen gemäß dessen Roß am linken Hinterhuf, sodaß es jetzt, wie um seinen Gebieter trauernd, hinter dem Zuge einherhinkte.

Manfred ritt, das Haupt stolz emporgehoben, wie ein Sieger in die Burg des Edlen ein. Die Wächter vor dem Tore wagten nicht, ihn zurückzuhalten, so zornwütig und siegeskühn funkelten seine Augen.

Mit dem kostbaren Waffenschmuck des gefallenen Helden ausgerüstet trat er in die Vorhalle und vor die Thür, die

zur Kemenate der Jungfrau führte. Die Tür war nur angelehnt; leise klang ein Lied ihrer süßen Stimme, von dem Surren des schwirrenden Spinnrades begleitet, an sein Ohr:

„Du bist mein, ich bin dein,  
Des sollst Du gewiß sein . . .“

Hestig stürmte er hinein und der Geliebten die rotblonde Locke hinhaltend rief er ihr zu:

„Ja, Holde, du bist mein, ich bin dein . . .“

„Was ist geschehen? . . . Manfred, wie konntest du . . .“

„Den, dessen Haupt diese Locke einst schmückte, brauchst du als Freier nicht mehr zu fürchten!“

Sie wehrte ab, um das Gräßliche nicht zu erfahren und hielt die Hand vor die Augen; doch unbarmherzig fuhr er fort in wildem Jauchzen:

„Mein gutes Schwert und diese Hand haben ihn getötet.“

„O weh unserer Liebe! . . . Jetzt ist alles verloren.“

„Unserer Liebe! . . . So ist das holdselige Geheimnis deinen Lippen entflohen, an das ich nie zu glauben, auf das ich nie zu hoffen gewagt?“

„Hinweg, Unseliger, aus meiner Nähe.“ Sie hielt die Linke vor das Gesicht gepreßt und wehrte ihn mit der Rechten ab.

„Du stößt mich zurück“, rief er bitter aus, . . . „und nur um der Liebe willen habe ich alles gewagt.“

„Weh dir, . . . ein Mörder bist du geworden; man wird dich richten. Mit all den deinen bist du dem Blutbann der Schwalenberger Sippe verfallen . . .“

„Kein Mörder! — Im ehrlichen Kampfe habe ich ihn getötet.“

„Schwöre mir das bei Gott und allen Heiligen!“

„Ich schwöre dir's bei Ziu, dem Sohne Wotans und der Frigg.“

„Nicht so, Manfred, das ist des Teufels Schwur.“

„Für mich gibts keinen höheren; Wotan ist der Gott des Alls, Ziu der Kraft, Frigg die Göttin der Liebe.“

„Weißt du nicht einen Schwur, der uns beiden heilig ist?“

„Wohl weiß ich einen: bei unserer Liebe!“ jubelte er hervor.

„So seis denn, bei unserer Liebe!“ hauchte sie leise.

„So schwöre ich's bei unserer Liebe: in ehrlichem Zweikampf hab ich ihn getötet.“

Da reichte sie ihm verwirrten Sinnes die Hand, die er mit heißen Rüssen bedeckte. Ihm wars, als müßte er sie umfassen, die zitternd vor ihm stand; aber er wagte es nicht. Jetzt riß er sich los, eilte hinaus, nestelte das blutige Schwert vom Satteltgurt seines Falben und eilte zum Vater der Geliebten.

„Hier ist mein Schwert, mit dem ich den, den Ihr Euch zum Eidam erkoren, in ehrlichem Kampfe fällte.“

Herr Bernhard stürzte sich auf den Jüngling. Doch der fiel ihm rasch in den Arm.

„Um Eurer Tochter willen, tut nichts, was Euch gereuen könnte.“

Das Fräulein aber war Unheil ahnend dem Bauernsohn gefolgt und warf sich aufschreiend zwischen die Ringenden.

„Laß ihn gehen, Vater, . . . sie haben in ehrlichem Kampfe gegeneinander gestritten. Laß es ihn nicht entgelten, was er für mich, was er auf meine Bitte gewagt.“

Da entsank dem starken Manne das erhobene Schwert. Mit unsäglicher Verachtung sah er den Jüngling an. Dann gebot er, ihn zu fesseln und in das Verließ der Burg zu werfen, damit er dort des Richterspruches harre. Das Mädchen aber kehrte bleichen Antlitzes, ohne eine Träne zu vergießen, in die Kemenate zurück. Nie war ihr Sinn trüblicher gewesen als heute.

\* \* \*

#### 4. Kapitel.

##### Die Fehme.

Bei der alten Ansiedelung Willibaldhausen, in deren Nähe später das Städtchen Blomberg aus der Tiefe

emporstieg, war im Schatten mächtiger breitästiger Linden ein Hünengrab geborgen. Die Erdanschüttung war verschwunden, nur die hochkant gestellten Tragsteine, die den großen Deckstein trugen, ragten aus der Erde hervor und bildeten einen gewaltigen, steinernen Tisch. Sieben Steinblöcke umgaben diesen Tisch an der Morgenseite, sieben Männer saßen auf ihnen, wortlos, das Haupt mit einer schwarzen Kapuze bedeckt, die in Gesichtshöhe mit kleinen Schaulöchern versehen war. Vor ihnen auf dem Tische lag ein entblößtes, scharf gewordenes Schwert, das nach mündlicher Ueberlieferung auf den großen Kaiser Karl zurückgeführt ward, der es als oberster Stuhlherr beim Richtspruch benutzte und dann dem von ihm eingesetzten Freiherrn übergeben haben sollte.

Es war dunkel ringsum, der Vollmond war hinter dichten Wolkenmassen verborgen; nur zuweilen trat er hervor und beleuchtete gespenstisch das Bild. Tiefes Schweigen überall; nur die Stimmen der Herbstnacht flüsterten vernehmlich. Der Wind rauschte in den Wipfeln der alten Bäume.

Diese sieben Männer bildeten das Gericht der „heiligen Fehme“, die der große Kaiser als altsächsisches Freigericht eingesetzt hatte. Ihm hatte Bernhard zur Lippe als derzeitiger Stuhlherr den Meintäter Manfred zur Aburteilung überwiesen. Wohl konnte er nach strengem Recht selber das Urteil fällen. Weil er aber nach der ganzen Wesensart des jungen Gefangenen und nach seinem Bericht, der von der Aussage der eigenen Tochter unterstützt wurde, nicht an einen niedrigen Mord zu denken vermochte, andererseits aber es ihm unwahrscheinlich dünkte, daß der standesstolze Graf Otho bereit gewesen sein sollte, mit den Waffen um das Recht der Liebe zu fechten, das er ihm selber eingeräumt und nach dem er nur den Arm auszustrecken brauchte, ohne darum zu kämpfen, dazu gegen einen Bauern, . . . so legte er den Urteilspruch lieber in fremde Hand. Auch durfte er sich die Sippe des Manfred, die sich großen Ansehens im Lande erfreute, und deren Mithilfe in dem bevorstehenden Kreuzzuge er dringend bedurfte, nicht zu Feinden machen, was seinem ganzen Geschlecht auf lange hinaus die Blutrache des Teuthoses zugezogen haben würde. Denn daß

auf dem Teuthose diese alte Rechtseinrichtung mehr galt, als alle Verbote von Fürsten und Herren, das war ihm nicht verborgen. Aber auch ein Mitgefühl mit dem kühnen und schönen jungen Manne mochte ihn in seinem Entschlusse gelenkt haben, so schwer die seiner Tochter und damit seinem ganzen Hause angetane Unbill ihn schmerzte und verdroß.

Zu den sieben Männern, die harrend und stumm unter den raunenden Linden saßen, trat der weißhaarige Graf von Rütthen, den Bernhard zum Freigrafen bestellt hatte, weil sein kluger Rat viel in den umliegenden Gauen galt. Sonst war er dem alten Brauche gefolgt, daß der Gescholtene von Richtern des eigenen Standes abgeurteilt werden müsse und hatte Bauern der nächstliegenden Höfe zum Richteramt berufen. Ihm wäre es leid gewesen, wenn adlige Voreingenommenheit und blinder Eifer den ihm lieb gewordenen Jüngling allzuscharf angefaßt hätte, umsomehr, als sich die Gerüchte über des Grafen unsittlichen Wandel bestätigten.

Der Freigraf übergab seine Waffen dem ihn begleitenden jungen Manne, der sie außerhalb des umhegten Raumes niederlegte und zur Bewachung bei ihnen zurückblieb. Dann nahm er mit stummem Gruß, den die sieben durch leichtes Kopfnicken erwiderten, am oberen Ende des Steintisches Platz, da wo der Griff des Schwertes lag. Zu ihm trat, gleichfalls wortlos, der zum Freifron bestellte Bauer Dittrich vom Wolfshofe, ein angesehenener Mann weit über die Grenzen seines Gaus hinaus. Viel Volk versammelte sich um die Schranken des Gerichtsplazes, das mit Geduld und kaum verhehlter Neugierde auf alle Hantierungen schaute, die unter den Linden vor sich gingen, und das tiefe Schweigen der Nacht durch leises, dann immer stärker anschwellendes Flüstern und Murmeln ablöste.

Jetzt erhob sich der Graf und gebot Schweigen. Schnell verstummte das Murmeln, nicht aus Achtung vor Recht und Gesetz, sondern damit kein Wort der Verhandlung ihnen entfalle, und der Burgvogt des Edlen zur Lippe begann, zu Dittrich gewendet:

„Ich frage dich, Freifron, ob es wohl an der Zeit sei, daß ich an Stelle unseres gnädigsten Herrn, des römischen

Kaisers, ein heilig Thing und Gericht hege und spreche Recht unter des Königs Bann."

Der Befragte bejahte mit denselben Worten und fügte hinzu:

"So heiße ich dich das Thing hegen."

Der Freifron ließ sich aus einem mitgebrachten Sack ein hölzernes Kruzifix reichen, küßte es auf die Stirn und stellte es vor sich auf den Tisch. Dann verbot er bei schwerer Strafe jede Störung des Gerichts, ergriff das Schwert, sodas seine Spitze die Steinplatte berührte, und sprach den Schöffen die Worte des Eides vor:

"Ich gelobe bei dem heiligen Recht, daß ich die Fehme  
wahren und halten will  
vor Mann und Weib,  
vor Torf und Zweig,  
vor Stock und Stein,  
vor Gras und Grein,  
vor allem was zwischen Himmel und Erden  
Gott hat lassen werden,  
bis auf den Mann,  
der die Fehme halten kann."

Die Schöffen sprachen die Worte nach und gelobten, dem Gerichtsherrn treu, hold und gewärtig zu sein, das Geheimnis der Fehme aber niemals andern zu offenbaren.

Darauf wurde der „Umstand“ nahe an die Schranken gerufen, wie man die schöffenbar freien Männer nannte, über hundert an Zahl.

"Nachdem das Gericht nach altem Brauche zusammengesetzt ist", rief er mit weithin klingender Stimme:

"Wer klagt an?"

Tiefe Stille herrschte ringsum. Jeder wußte, um was es sich handle. Da trat Herr Burkhardt hervor, des Edlen zur Lippe Kanzler, und rief dem Gericht zu:

"Im Namen und kraft Auftrags meines gnädigsten Lehns Herrn Bernhard, Edlen Herrn zur Lippe, klage ich an den Bauernsohn Manfred vom Leuthofe, daß er durch schwere Meintat den Grafen Otho von Schwalenberg vom Leben zum Tode gebracht hat. Ist der Gescholtene zugegen

oder in tausend Schritten Umkreis zu finden, so bringe man ihn heran!"

Bleich und hager durch die magere Kost, die Augen unstet im Kopfe umherirren lassend, mit schlechtem Wams angetan, trat Manfred vor die Schranken des Gerichts. Der Fesseln hatte man ihn entledigt; aber vom langen ungewohnten Stillsitzen in der dunklen Zelle waren ihm die Glieder gelähmt und sein Gang erschien schwankend. Mit unverhohlenem Trotz verneigte er sich vor den Richtern.

"Was sagst du zu der schweren Tat, deren unseres Lehns Herrn Kanzler dich zeihet?"

"Ich gestehe, daß Graf Otho von Schwalenberg von meiner Hand gefällt ist, . . . doch geschah es nicht aus Uebermut oder Arglist, sondern in ehrlichem Manneskampf."

"Wer hat den Kampf begonnen?"

"Ich gab den ersten Streich, der Graf den zweiten."

"Griffst du ihn an, oder fordertest du ihn zuvor, wie es die Kampfsitte gebietet?"

"Ich forderte ihn heraus, doch lehnte er ab, mit einem Bauernsohn sich zu messen. Da nahm ich mir selber mein Recht und griff ihn an."

"So hast du eine schwere Meintat auf dein Gewissen geladen; du kennst die Strafe, die nach Recht und Gesetz deiner wartet . . . und vermagst du etwas zu deiner Verteidigung zu sagen oder was deine Schuld mildern könnte, so sprich, ehe es zu spät ist."

Er schwieg. Da meldete sich der Kanzler:

"Eine Eideshelferin, die einzige, die um die Sache weiß, vermag ich wohl zu bringen. Es ist die Jungfrau Mechtild selbst."

Ein Flüstern ging durch die gaffende Menge, ein Schieben und Drängen, ein jeder wollte sehen und hören. Unbeweglich aber saßen die Richter der Fehme.

"Führe sie vor," gebot der Graf.

Sie trat heran, bleich und zitternd, tief in einen schwarzen Schleier gehüllt. Auf die Frage des Grafen antwortete sie fest, wenn auch leise und ohne Ausdruck in der Stimme:

„Ich habe von ihm erbeten, daß er mich schützen solle vor der Umarmung des Grafen Otho; ohne meinen Willen wollte mein Vater mich ihm zum Weibe geben.“

Wieder ging eine allgemeine Bewegung durch die Reihen der gespannt lauschenden Hörer.

Einige wagten trotz des strengen Schweigegebots ermunternden Zuruf.

„Kannst du noch einen Eideshelfer nennen?“ fragte der Freigraf den Beschuldigten. „Durch zweier Zeugen Mund wird erst die Wahrheit kund.“

„Niemanden weiß ich zu nennen. Ich war mit der Jungfrau allein.“

Graf Rütthen fragte weiter:

„Ist noch jemand zugegen, der eine Klage vorbringen will wider den Bauernsohn Manfred, der rede jetzt und schweige hernach.“

Da löste sich aus der Menge, auf einen schweren Stab gestützt, keuchend ein alter Bauer und trat pathig hervor:

„Ich, der Bauer Balduin vom Erlenhose, klage Manfred an, meine Tochter Berchta in Unehre gebracht und sie nicht ehrlich gemacht zu haben durch das Band der Ehe, die er ihr heilig versprochen. Solches kann ich mit sieben heiligen Eiden beschwören.“

„Manfred, bekennst du dich schuldig?“

Seine hohe Gestalt knickte zusammen; er senkte das Haupt.

„Ja,“ kam es ohne Ausdruck von seinen Lippen.

Ein Murmeln des Unwillens ging durch die Hörer; nur die hundert Männer des Umstandes standen da, wie eine Mauer von Steinen, streng und starr die Gesichter.

„Hast du zu deiner Verteidigung etwas zu sagen? So bringe es vor.“

Manfred schwieg, den Blick noch immer zu Boden gehetzt; keine Faser regte sich in ihm.

„Hast du ihr die Ehe versprochen?“

„Wie der vom Erlenhose es bekundet, so ist's geschehen.“

Unwillige Rufe, wie „Chebrecher, Lügner, Schurke“ wurden laut.

Ein Windhauch fuhr durch die alten Linden, daß sie aufrauschten; ein Käuzchen schrie fern vom Walde her, ein anderes antwortete aus dem nahen Bruch.

Da trat ein junges Weib vor die Schranken, in einen schlichten, grauwollenen Mantel gehüllt.

„Wer bist du?“ fragte der Graf.

„Ich bin die Berchta vom Erlenhofe. Ich begehre auch, über den Bescholtenen zu zeugen.“

Manfreds Augen hefteten sich auf die frauliche Gestalt des Mädchens. Er straffte die Muskeln und horchte gespannt. Als sie aber fest ausrief:

„Wohl hat er mir die Ehe versprochen, weil ich es von ihm beehrte. Da ich aber erkenne, daß er eine andere im Herzen trägt, geb' ich ihn frei, und niemand soll ihn ob seiner Tat schelten.“

Da übermannte den Unbändigen die Scham, er sank in sich zusammen und beugte tief sein Haupt; Tränen traten ihm in die Augen.

„Bauer Balduin,“ entschied der Freigraf, „da deine Tochter den Beklagten freigegeben hat, so ist er des Treubruches nicht schuldig zu achten.“

„Dann mag er laufen, wohin er will, meinethalben zum Teufel!“ erwiderte trotzig der Alte.

„Dieweil weitere Klagen nicht vorgebracht sind: wohlan, Ihr Herren Schöffen, findet das Recht!“ gebot der Freigraf.

Die Schöffen rückten zusammen und murmelten leise untereinander.

Nicht lange, da trat einer von ihnen, den sie sich zum Obmann erkoren, an den Grafen heran und sprach leise zu ihm, worauf dieser einen vor ihm liegenden Weidenstock zerbrechend, laut den Spruch der Schöffen verkündete:

„Den beklagten Mann mit Namen Manfred vom Teuthofe spreche ich schuldig, den Grafen Otho von Schwabenberg vom Leben zum Tode gebracht zu haben, nicht durch feigen Mord, aber auch nicht in gleichem Kampf.“

Ich nehme ihn daher aus Recht und Freiheit, setze ihn aus allem Frieden in Unfrieden und Unnade und mache ihn unwürdig, achtlos, rechtlos, friedelos. Von jetzt ab in zwölf Stunden hat er den heimischen Boden zu meiden.

Wird er hier wieder betreten, so überweise ich seinen Hals dem Galgen, seinen Leichnam den Vögeln und befehle seine Seele Gott im Himmel.

Solches ist nach altem Herkommen unseres Freistuhls gefundenes Recht.

Ich frage den Umstand, ob es auch Recht sein soll in dieser Sache."

Der Umstand gab durch Zuruf seine Genehmigung zu erkennen.

Der Graf wählte zwei ältere Männer als Begleiter des Verurteilten aus, gab dem einen einen Weidenstock, dem anderen ein Schwert in die Hand. So ausgerüstet traten sie auf Manfred zu und nahmen ihn in die Mitte.

"Folge uns und sprich kein Wort."

Der Mond trat aus den Wolken hervor und beleuchtete das bleiche Antlitz des Jünglings, der schweigend zwischen den schweigenden Männern, das Haupt gesenkt, in die Nacht hinaus schritt.

Immer tiefer wurde die Wildnis, immer unwegsamer der Wald; durch immer verworrenerer Pfade schlängelte sich der Weg.

Endlich als der Morgen graute, und die ersten Stimmen des Tages sich schüchtern vernehmen ließen, machten die Männer Halt.

"Unser Auftrag ist beendet," sprach der eine. "Halte streng den Spruch der Fehme," mahnte der andere. Dann verschwanden sie ohne Gruß.

Manfred warf sich nieder ins Gras, erschöpft von der Haft, von den Aufregungen des schweren Abends, vom langen nächtlichen Marsch.

"Achtlos, rechtlos, friedelos," klang es ihm gellend in den Ohren; aus der Heimat ins Elend gestoßen, von Haus und Hof, von der Liebe und allem Glück grausam verjagt.

Er starrte ins Leere; der Traum von Hoheit und Liebesglück war ausgeträumt, . . . aber auch der Traum von Schaffen und Wirken in der Heimat und für sie, . . . vorbei das alles durch seine Schuld.

Ein fester Schlummer umfing ihn, und der Traumgott gaukelte ihm liebliche Bilder vor. Aber als er erwachte,

war er nicht gestärkt. Die Glieder schmerzten ihn, von schwerem Hunger ward er geplagt. Jetzt erst empfand er bitter, was der Spruch der Fehme für ihn bedeutete: achtlos, rechtlos, friedelos.

Ohne Besinnung eilte er durch das Dickicht, mühsam Weg und Steg sich bahndend, Antlitz, Hände und Füße an den Dornen sich ritend. Nur die scheuen Tiere des Waldes waren seine Genossen. Rechtlos, achtlos, friedelos zog er dahin.

### 5. Kapitel.

#### Im Elend.

Grimm und Beschämung im Herzen, so trat Manfred seinen Weg ins Elend an. Tage und Nächte irrte er einsam und zerfnirscht umher, wider sich selbst und alle Menschen eifernd, Gott und seiner Schöpfung fluchend. Er ließ sich verleiten, alles Ungemach auf den Zorn der alten Götter zu schieben, weil er sie verleugnet. So lag er einst siech und elend in einem Dickicht, wähnend, daß sein letztes Stündlein gekommen sei; da erhob er flehend die Stimme zum Allvater Wotan, und horch: da raschelte es im Laub, ganz dicht an seiner Seite. Als er aber näher herankroch, da gewahrte er ein weidwundes Reh, das ihn aus zwei braunen Augen wie bittend ansah. Mit einem scharfen Baumast gab er ihm, wider alle Regeln des edlen Weidwerkes, den Todesstoß und trank gierig das heiß hervorquellende Blut, sich also vor dem Hungertode bewahrend. So hatte denn, wähte er, Allvater Wotan sein Flehen erhört, sein Leben gerettet.

Nun eilte er dahin, von Wald zu Wald, von Heide zu Heide, sich siech und müde von dannen schleppend und nährte sich von den Eiern der wilden Vögel und den Früchten, die die Wildnis bot. Erst als einmal das Himmelsfeuer in der Gestalt eines Blitzes herabfuhr, und nun die Heidebrennerin mit ihrem roten flimmernden Rock über die dürre Heide tanzte, vermochte er sich das in Schlingen erbeutete Wild zu schmackhafter Kost zu bereiten.

Aber es duldete ihn nicht in den seiner Heimat benachbarten Wäldern. Nachts nach den Sternen, tags nach der Sonne sich richtend, zog er gegen Mittag zu, in wärmere

Gegenden, wissend, daß ihn, wenn ihn der Winter in seiner Einsamkeit überraschte, wohl der Tod ereilen würde. Wohl schien er ihm erwünscht, — aber es kamen auch wieder Zeiten, da die Lebenslust in ihm aufleuchtete wie ein Blitz aus düsteren Wolkenmassen, und sein ganzes Sinnen darnach stand, sein elendes Dasein zu retten. Erst als der Mond voll und noch einmal voll geworden war, wagte er es, einen Röhler anzusprechen, der an seinem Weiler schaffte und Wotans Fluch auf ihn niederfahren hieß, weil er in ihm, der in zerrissenem Wams und ungechorenen Bart- und Haupthaares seine Straße zog, wohl eher einen Waldschrat als einen Menschen vermutete. Als er ihm jedoch mit freundlichem Gruß der Frau Holle Gnade anwünschte, ward er freundlicher und nahm ihn für seine schwere Fronarbeit zum Gehilfen an. Wie freute er sich, wieder einmal mit einem Menschen, und sei es der Geringsten Schlechtesten, Umgang zu pflegen. Der Mann war in der Kindheit mit seinem Vater von einem Kloster, dem er leibeigen war, an diese Röhlerstätte gesetzt und wußte nichts von der Welt denn diese Einsamkeit, und kannte kaum einen Menschen denn den gestrengen Aufseher des Klosters. Von Gott und Christus hatte er gar wenig erfahren. Nur wenn der fromme Klausner, Bruder Winfried, aus der nahen Wolfshöhle ihn besuchte, sprach er wohl unter dessen Führung und Hilfe in ungeschlachtem Stammeln ein christliches Gebet. In seinem Hirn und Herzen aber lebten und webten die hohen Nien mit all ihrem teuflischem Spuk. So stand der Flüchtling wieder zwischen zwei ihn hin und her zerrenden Gewalten.

Jetzt kamen die zwölf rauhen Nächte heran, da Wotan auf seinem Schimmel durch die Wolken reitet; der Sonnenbogen wurde länger von Tag zu Tag, die Sonne lachte heller, und blinkender Schnee leuchtete von den schwarzen Weilern herab, in kristallklarem Eise waren Bäche und Weiher gefangen. Dann aber begann der Saft in den Bäumen zu schwellen; ein vorwitziger Falter, von den Strahlen der Sonne getäuscht, flatterte ihm vor den Augen, und bald sproßte das erste Grün aus dem Boden hervor; aus den Weiden krochen die ersten Kätschen, und eines frühen Morgens drang an das Ohr des Lauschenden das verliebte

Balzen des Auerhahns. Da erwachte in seiner Brust eine solche Sanges- und Wanderlust, daß er von dannen zog, heimlich, ohne Abschied; denn er wußte wohl, sein guter Kohlenbrenner, mit dem er trotz seines rauhen Aeußeren bald Freundschaft geschlossen, werde ihn nicht ziehen lassen. Er ließ ihm aber ein geschnitztes Kruzifix aus Nußbaumholz zurück, damit er sich seiner gern erinnere.

Etliche Tage freute er sich herzlich der wiedergewonnenen Freiheit, und zog mühsam gegen Mittag weiter, durch Dornengestrüpp und wildes Buschwerk den Weg sich bahrend. Bald aber kam wieder der böse Geist über ihn. Vor ihm lag ein langes Leben, fern von Heimat und Freude, eines elenden Flüchtlings trübes Geschick. Da wallte es auf in dem Elenden: „Bin ich denn nicht stark und ungebroschen in meiner Kraft? und sollte hier tatenlos wandern, niemandem nützen, mir selbst zur Last?“ Und siehe, ein neuer Gedanke keimte in seinem Herzen auf und ergriff ganz von ihm Besitz: „Gott will es!“ Dieser Ruf durchzog damalen die ganze Christenheit; hatte er ihn doch auch schon in der Heimat vernommen, — aber was kümmerte ihn, den Sorglosen, Wohlbehüteten Gott? Erst wenn wir siech und elend und im Unglück sind, dann erinnern wir schwachen Menschen uns unseres Gottes. Jetzt übte dieser Ruf gewaltige Wirkung: „Gott will es, daß die Christen den Ungläubigen das heilige Grab des Erlösers entreißen.“ Wandertrieb und frommes Begehren wetteiferten in ihm, neue Hoffnung stieg in ihm auf wie der Saft in den Bäumen zur Lenzeszeit, — und ein Zufall, wie er damalen vermeinte, kam ihm zu Hilfe. Später ward er sich wohl bewußt, daß es eine Schickung des Höchsten war.

Immer häufiger wurden auf der Wanderung des Flüchtligen die langgestreckten Dörfer, — wie man sie in seiner Heimat nicht kennt, wo die Bauern mit ihrer Sippe allein in Einzelgehöften und geschieden von einander leben. Die Sprache der Leute klang weicher als die rauhen Kehllaute daheim, und oft genug hatte er als fahrender Mann, der mancherlei aus der Heimat zu berichten wußte, keinen geringen Verdienst. Auch hatte er auf Vorrat mancherlei Waren gefertigt: Kruzifixe und Heiligenbilder, Salben-

büchsen und sonstiges zierliches Hausgerät aus Holz, Wachs oder Ton, das er feilbot, — war auch wohl geschickt, die Töpferscheibe zu drehen und wußte manche Weisen, die er auf der Wanderung oder daheim in der Jugendzeit erlernt, mit leidlicher Stimme vorzutragen. So sang er auf der Wartburg, die, auf steilem Berge gelegen, vor wenigen Jahrzehnten der Landgraf Ludwig von Thüringen erbaut, dessen hohe Gemahlin Adelheid ihn reich beschenkte und in Gnaden entließ. Und wanderte weiter, immer gen Mittag zu. So kam er zum Hofe eines Edlen, Arnulf mit Namen, der dem Herzog Welf von Bayern als Vasall ergeben war. Wohl hatte Herr Arnulf wenig Freude an seiner Kunst, denn er war ein wilder Jäger und Kriegsmann, der bei Schnee und Sturm lieber auf die Wolfs- und Bärenjagd ging, als daß er sich der edlen Kunst gewidmet und seiner schönen jungen Gemahlin Gutes erwiesen hätte. Er sah den Jüngling prüfend an und fragte spöttisch: „Erscheint es dir schädlich, ein junger Mann, als fahrender Händler und Nichtsteuer durchs Land zu streifen? Kannst du nicht reiten oder fechten? Dein Wuchs scheint nicht schlecht für derlei Dinge.“

„In meiner Heimat,“ erwiderte Manfred bescheiden, „achtet man solcher Werke als Gott wohlgefälliger Dinge. So Ihr mich wolltet zum Fechten oder Reiten ausersehen, wahrlich, ich würde Euch keine Unehre bereiten.“

„Wie die Freude ihm im Gesicht aufleuchtet,“ spottete der Graf weiter und hieß ein Roß vorführen, damit der Fremde seine Kunst erweise.

Es war ein ungeberdig Tier, und Graf Arnulf wie auch seine Mannen und Knechte schienen nur darauf zu warten, daß es ihn in wildem Satz in den Sand würfe. Der aber hatte anderes vor. Er schwang sich sonder Mühe auf das ungesattelte Tier, klopfte es auf die Schulter, flüsterte ihm ein freundlich Wort ins Ohr, und siehe da: ihm war's, als wären ihm Flügel gewachsen, — so stob es, Sand und Laub aufwirbelnd, dahin. Wohl bäumte es anfangs auf und knirschte laut im Zügel, aber es fühlte bald die Hand des Meisters und die Schenkelkraft des Bändigers. Hei, das war ein Ritt — nicht geringer, als daheim auf den weiten Heiden seiner Heimat. Bald war's ihm, als hätte er nie

so sicher, so stolz und frei in einem Sattel geseßen. Dann gings querseldein in immer wilderem Brausen, hoch hinweg über Hecken und Zäune, über Bäche und Gräben. Das war kein Reiten mehr, das war ein Fliegen, die Hufe des Rosses schienen kaum den Erdboden zu schlagen. Als er zum Hofe zurückkam, ward er immer wilder, immer kühner. Hoch auf wirbelte er die Lanze, fing die schwirrende beim Niederjausen mit kunstgerechtem Griffe wieder auf, und das ganze Hofgesinde jauchzte ihm zu. Und wenn's das Leben kostet, was galt das ihm? Dann ritt er in Asgart ein, von Walüren geleitet. Das war besser als der Strohtod eines Verbannten.

Was war's, das ihn so kühn gemacht und alle Scheu in ihm ertötet hatte? Zwei helle Augen und ein blondlockig Haupt hatten hinter einem Vorhang hervorgespäht; sie hatten ihn angesehen wie ein Bild aus längst entschwundener Zeit. Jetzt, da er behend vom Ross sprang, schweißbedeckt, noch feuchend vom scharfen Ritt, trat sie zu ihm, die diese Augen und dies Goldhaar ihr eigen nannte, — jung, schlank, voller Liebreiz, die edle Frau des Hauses, erst vor wenigen Monaten dem wilden Gemahl angetraut. Und als er sie sah, da erstarrte ihm alles Blut in den Adern.

Diemeilen trat auch der Graf an ihn heran.

„Du kannst wahrlich noch anderes als Heiligenbilder kneten und fromme Sprüche singen. Warum ziehst du als Fahrender durchs Land?“

„Ein Spruch des Gerichts in meiner Heimat erklärte mich vogelfrei . . .“ begann Manfred, schüchtern geworden und rot übergossen, während er die Augen nicht aus dem holden Antlitz der jungen Herrin zu lösen vermochte.

„Und was hast du verbrochen, das das Gericht so harten Spruch fällte?“ forschte der Graf weiter.

„Eine Meintat warf man mir vor,“ erwiderte jener und warf den Kopf zurück.

„. . . Und handelst doch,“ warf der Graf spöttisch ein, „mit heiligen Geräten und frommen Bildern?“

„Gott selbst gab mir die Tat ein, — das blieb den Richtern verborgen; sie galt einem Unwürdigen.“

„Und welches Herrn Land hat dich geboren und von sich ausgespieen?“

„Ich bin eines freien Bauern Sohn; von hier weit gegen Mitternacht stand meine Wiege, wo Herr Bernhard zur Lippe das Zepter führt.“

„Also ein Landsmann von dir, hohe Frau und Gebieterin,“ lachte der Graf auf; „das trifft sich seltsam. So gewähre ihm eine Gnade, falls du ihn für würdig hältst.“

Sie stand unschlüssig da, verlegen, und eine Blutwelle huschte über ihr Gesicht, bis in die Schläfen. Hatte sie, der Manfred einst in keuscher Liebe zugetan war, ihn wohl erkannt? Er wußte es nicht. Wohl vergiftet man dergleichen nicht, — aber der lange Bart, das ungeschorene Haupt, das verwahrloste Wams entstellten ihn.

Da erwiderte sie: „Willst du mir eine Liebe tun, werter Gemahl, so heiß ihn singen, — einen Sang aus der Heimat.“

„Ist das alles?“ lachte der Hausherr spöttisch; — „nun, dann heb an, lippische Nachtigall!“

Und der Fremde begann mit leiser Stimme, denn sein Sinn war schüchtern geworden:

„Du bist min, ich bin din;  
Des solt du gewiz sin;  
Du bist beslozzen in minen herzen,  
verlor'n ist daz slüzzelin,  
Du muost immer darinne sin,“

wie in jener Nacht, da er Liebe heischend vor ihrem Fenster gesungen.

Raum ein Jahr war seitdem vergangen; — wie unendlich lang erschien ihm diese Zeit! Leise erwiderte sie: „Wer so holdselig singen mag, des Schuld ist nicht schwer. Sprich ihn frei, mein Gemahl, von Schuld und Sühne.“

Und als der Graf nachzudenken schien, fuhr sie fort: „Reihe ihn ein unter deine Mannen, die ins gelobte Land ziehen; er wird dir keine Unehre schaffen.“

Da klopfte sein Herz in banger Erwartung voll tiefer Dankbarkeit und froher Hoffnung.

„Ein fahrender Mann — geehrt gleich einem Ritter?“ fragte der Graf zögernd.

Doch jener fiel ihm in die Rede: „Nicht einem Ritter gleich, Edler Herr, — aber als freier Mann, denn frei bin ich geboren.“

Wieder musterte der Herr die Gestalt des Jünglings, um dann kurz und hart zu sprechen: „Es sei! — Nun aber tolle dich! Hochfahrend wird leicht das Gefindel, dem man Gnade erweist.“

Wohl verdroß Manfred die harte Rede, denn er erriet seine weiteren Gedanken. ‚Das Kreuz,‘ so dachte er bei sich, deckt auch Verbrecher und Landstreicher, den Schuldner und Abenteurer.‘ Aber er erwiderte nichts in seiner großen Herzensfreude.

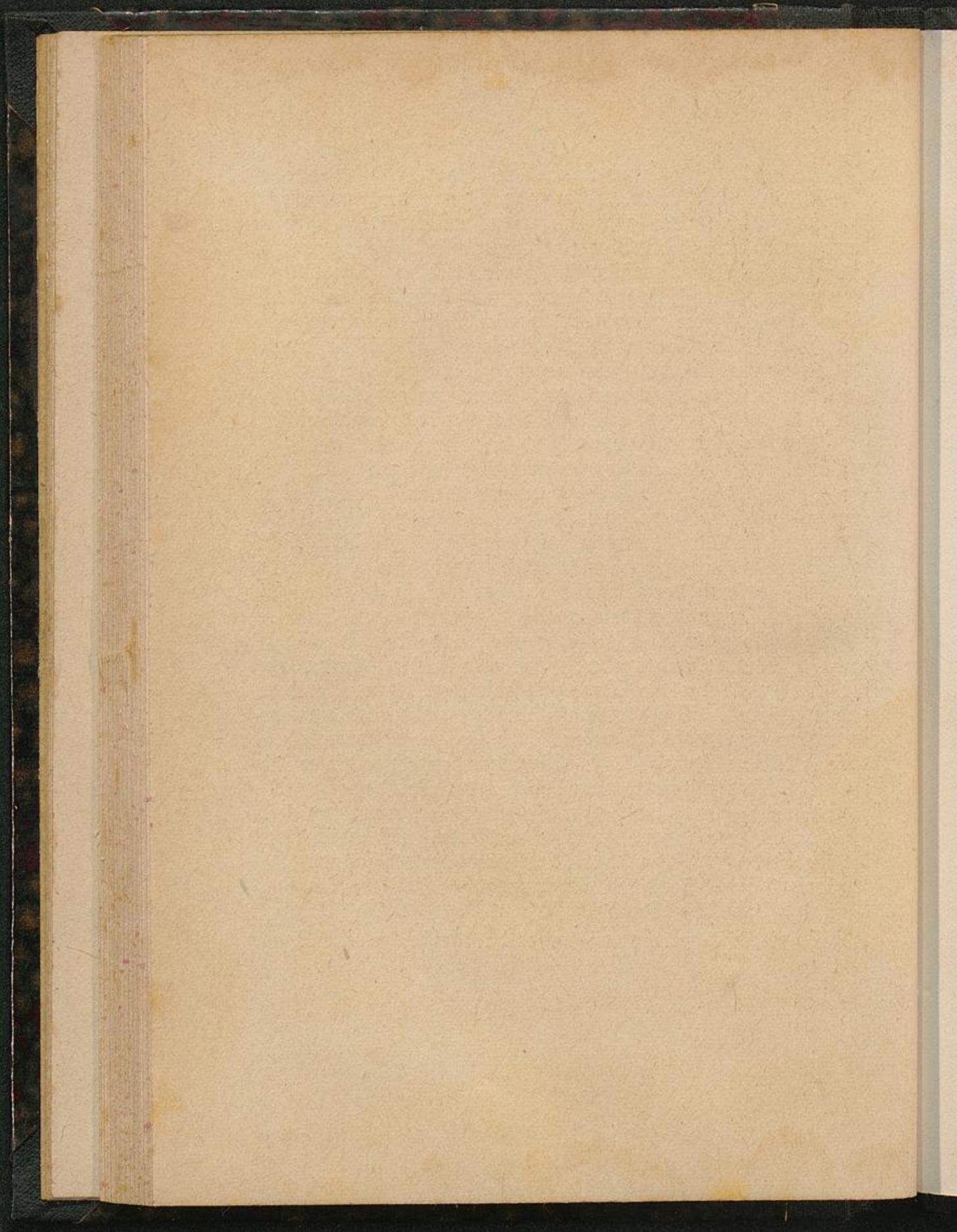
Auf einen Wink des Herrn nahm sich der Waffenmeister seiner an. Der lange Bart verfiel dem Scheermesser, das wirre Haupthaar ward sittig gestrählt und gescheitelt, — und nicht lange, so saß er hoch zu Roß und stellte sich mit anderen, Rittern und Knappen, dem Herrn und der Herrin vor. Diese aber trat an ihn heran: „Schüt’ dich Gott, fremder Mann,“ und reichte ihm die Hand zum Kusse. Dabei ließ sie ein Ringlein in seine Hand gleiten, ein Zeichen fraulicher Huld, eine Erinnerung an selige Zeit. So zog er dahin, hohen Feiertag im Herzen.

Und nun kamen Tage sonnenfrohen Lebens und heller Freudigkeit. Wenn er auch wußte, daß seine Minne ohne Hoffnung sei und daß er sie tief im Herzen bergen müsse; die Huld der edlen Frau bewegte sein Gemüt, und immer seltener warf sich der dunkle Schatten der Schuld auf seine Seele.

Aber nicht allzu lange währte das Glück. Es kam böse, schwere Zeit. Nicht bloß, daß auf dem Marsche Hunger und Not das Heer schwer bedrückten, daß die fremden Völker, durch deren Land es dem Morgenlande entgeenzog, Kroaten, Slavonen und Dalmatiner, gegen die es an der Seite der schon christlich gewordenen Ungarn kämpfte, ihm arg zusetzten — nein, ein Furchtbares geschah. Ein Bote kam dem Troß nachgeritten, mit einem schwarzen Flor um den Heroldsstab, und brachte die traurige Mär, die junge Herrin, der er all sein Seelenglück verdankte, sei an der bösen Pest, die damals ihr Unwesen in deutschen Landen trieb, gestor-

ben. Der Eheherr freilich, der sie wohl niemals innig geliebt, fand sich rasch damit ab, und in seinem Lager sah man bald andere Mädchen, schwarzhaarige Griechinnen mit herrischem Gesicht ein- und ausgehen, während doch seine Herrin goldblond und mit lichten Blauaugen begabt gewesen. Den Jüngling aber traf es so schwer, wie nie eine andere Post zuvor. Und sofort begannen die Schatten der Reue sich wieder auf ihn zu wälzen; immer trüber wurden die Tage, immer dunkler die Zukunft; kein Sonnenblick durchflutete und durchwärmte sein Leben. Denn mit ihr hatte er all seinen inneren Halt verloren. Sein Herr hatte so Unrecht nicht: das Kreuz deckte den Verbrecher und Landstreicher, den Schuldner und Abenteurer, und da er jung war, nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hatte, so begab er sich in ihre Gefolgschaft, die jungen unerfahrenen Leuten mehr Kurzweil bietet als ehr- und tugendsamer Wandel. „Luftig gelebt und fröhlich gestorben,“ so lautete der Wahlspruch; der Würfelbecher ging öfter durch die Hand der Fahrenden als das Gebetbuch, der Wein schien eben nur für sie gewachsen und gefelktert, und das Gewand der schwarzäugigen Schönen verschoben sie umso öfter, je mehr sie, die blonden Deutschen, ihnen gefielen. Nachts aber, wenn er allein in seiner Kammer saß, packte ihn die Reue mit grimmen Klauen, und er weinte sich aus. Dann war alle Lust zu Ende, und am liebsten wäre ihm wohl gewesen, das Leben abschütteln zu dürfen als eine traurige Last. Aber wunderbar: so oft er sein Leben in Gefahr gesetzt, den Speeren der Feinde entgegenreitend, ohne Furcht im Herzen, so zitterte er, wenn er daran gedachte, es durch eigene Hand zu verlieren. „O mein Gott, wie legtest du so viel in des Deutschen Seele: Frömmigkeit und freien Sinn, Stolz und Demut, Haß und Liebe, trozigen Mut und kleinliche Verzagtheit!“

So ritt das Heer hernieder in das heiße, gelobte Land.





Die Kreuzabnahme, Relief an den Externsteinen.

